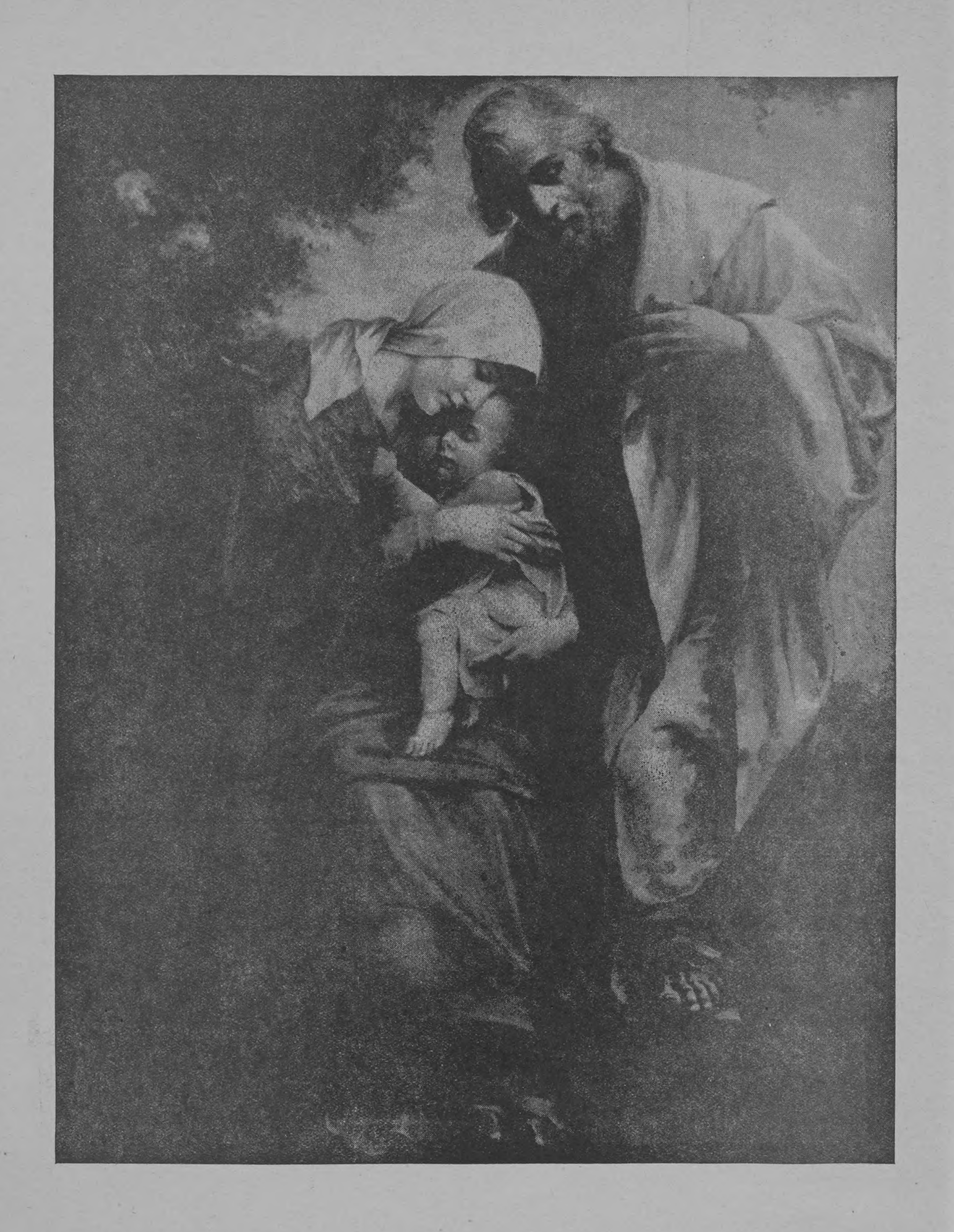
Dezember 1949



DER MARIENBOTE



Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada
Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang 15. Dezember 1949, North Battleford, Sask. No. 3

Botschaft der Weihnacht

„Zum ewigen Heil ist es notwendig, daß man auch an die Menschwerdung unseres Herrn Jesus Christus treu glaubt. So ist es also rechter Glaube, daß wir glauben und bekennen, daß unser Herr Jesus Christus, der Gottessohn, Gott und Mensch ist.

Gott ist Er —

als gezeugt vor aller Zeit aus dem Wesen des Vaters.

Und Mensch ist Er —

in der Zeit aus dem Wesen der Mutter geboren.

Vollkommener Gott,

Vollkommener Mensch, bestehend aus Geistesseele und Menschenleib,

Gleich dem Vater der Gottheit nach,

Geringer als der Vater der Menschheit nach.

Sowohl Gott als Mensch — sind es doch nicht zwei, sondern der eine Christus, Einer nicht durch Umwandlung der Gottheit in den Menschen, sondern durch Aufnahme der Menschheit in Gott,

So ist Er Einer nicht durch Vermischung des Wesens, sondern durch Einheit der Person.

denn wie Geistesseele und Leib der eine Mensch sind, so Gott und Mensch der eine Christus.“ (Glaubkts. des hl. Athanasius)





Weihnachten 1949



Lieb und leise senkte sich die erste heilige Weihnacht über unsere Täler der Sünde und der Tränen. Nicht viele Menschen sahen das Licht des größten aller Wunder über Stadt und Feld erstrahlen. In tiefem Schlummer lag Jerusalem, und auch in Bethlehem war es still. Einsam wachten nur Maria und Joseph und Ochs und Esel. Das Singen und Klingen der Weihnachtsengel schien niemanden zu wecken.

Erst später in der Nacht erwachten die Hirten, und sie sahen einen Engel aus weiten Lüften daherkommen, der ihnen die freudige Botschaft der Gottesgeburt brachte. Bebend in Freude und Furcht eilten sie dahin, „und sie fanden Maria und Joseph und das Kind, das in der Krippe lag."

Freude über Freude kam in jener Nacht in unsere Welt. Eine Freude, so groß, so anmutsvoll, so rein, daß ihr die Geschlechter und Völker zweier Jahrtausende nicht widerstehen konnten. Immer, wenn es Weihnachten hier auf Erden wird, ist sie da, und die Menschen werden wenigstens ein paar Stunden lang gut.

Er, der diese Freude gebracht, ist geliebt und gehaßt. Seit der Anbetung der Hirten hat er Seine Freunde unter den Menschen — wahre Freunde, die mit brennender Seele Ihn verherrlichen —, und seit der Zeit des Herodes hat Er Seine Feinde, die immer wieder versuchen, Ihn unter die Gewalt des Schwertes und des Kreuzes zu bringen.

An größter Zahl ist jedoch die Schar jener, die Ihn weder richtig lieben noch tief hassen. Die weder Heilige sind noch Gottesflucher. Die alles sein möchten und nichts sind. Und so wie sie, so ist die Welt, die heuer Weihnachten feiert. Alles möchte sie sein, und sie ist nichts. Groß möchte sie ihre Weihnachtsfreude jubeln, viel größer und viel klingender als vergangene Jahrhunderte, im Vergleich zum stillen Gebet der frommen Hirten sind ihre Lieder aber leerer Schall. Denn all' das Jauchzen und Leuchten, das die weihnachtlichen Lüfte unseres Jahrhunderts erfüllt, kommt ja nicht aus jenen Welten, die uns die Weihnachtsengel sandten und die im Menschen Heiligkeit bauen. Es kommt vom Licht der Elektrizität und durch die Sender und Lautsprecher, die man anstellen und abstellen kann, wie man eben will.

Und sie werden auch an- und abgestellt, diese Lichter und Sender. Gleich nach Weihnachten tut man das, weil man sie für andere Zwecke gebrauchen muß. Für Zwecke, die der Weihnachtsbotschaft von der großen Liebe des Erbarmens und der Freundschaft ganz entgegengesetzt sind.

Es packt unsere Weihnacht die Seelen nicht, und sie bringt ihnen nicht jenen Frieden, den man nicht nachmachen kann, weil er nicht von dieser Welt ist.

Die erste Weihnacht hat erschüttert. Uns aber fehlt die Erschütterung. Es ist nicht mehr das Böse, das da erhebt, es ist das Gute, das da immer weiter bröckelt und bricht, damit die große Lüge herrschen könne.

„Die Welt ist durch Ihn geworden, aber die Welt hat Ihn nicht erkannt. Er kam in Sein Eigentum, aber die Seinen nahmen Ihn nicht auf!"

Nicht einmal die Seinen wollen Ihn mehr so richtig aufnehmen. Er bringt Seine Weihnachtsfreude. Wir fühlen sie jedes Jahr tief in uns und überall um uns herum. Wir lassen uns aber nicht ergreifen — weil wir uns nicht die Macht geben lassen wollen, Kinder Gottes zu werden!

Kinder der Welt sind wir, und Kinder der Welt wollen wir bleiben. Kinder, die so denken, wie die Welt denkt. Die des Heilandes acht Seligkeiten als Unseligkeiten fürchten und hassen. Denen eigener Name, eigener Reichtum und eigene Freuden weit mehr wert sind als der Name, die Reichtümer und die Freuden des Kreuzes und der heiligsten Dreifaltigkeit.

Ja, wenn es sich da nur um den Namen der heiligsten Dreifaltigkeit handeln würde, dann ginge es wohl noch. Da sind aber der Name, die Reichtümer und die Freuden des Kreuzes, die zwischen Weihnachtsgrippe und Auferstehung liegen, diese ewigen Feinde menschlicher Lust und Selbstsucht!

Es gab und es gibt Christengruppen, die das Kreuz einfach zu übergehen suchten und heute noch zu übergehen suchen. Sie „protestierten“ gegen Mißbräuche in der Kirche, in Wirklichkeit war und ist ihr Protest aber gegen das Kreuz mit seiner Lehre und seinen Tränen und Seligkeiten gerichtet.

Andere protestieren nicht. Ander glauben noch — in großen Zügen wenigstens — was die Weihnachtsbotschaft uns lehrt. Der Glaube ist aber kalt, und der Wille nicht auf dem Wege der Hirten von Bethlehem. Es fehlt ihnen die Armut im Geiste und der Reichtum des Kreuzes.

Armut an Brot, Geld und Hemd zählt nichts im Reiche der Weihnacht. Es zählt die Armut an irdischen Verlangen und an Sünde.

Auch Reichtum an Brot und Geld und Ehre zählt nichts im Reiche der Weihnacht. Es zählt der Reichtum an Liebe und Tugend und Ähnlichkeit mit dem sühnenden, kreuztragenden, gottverherrlichenden Christus.

Arm im Geiste der Weihnacht kann der Allerreichste werden, und reich der Allerärmste.

Wo das geworden ist, da hat sich der Sinn aller Weihnacht verwirklicht. Dazu kam Er in die Welt, daß alle werden, wie Er ist. Nicht nur menschlich gut wie Er, sondern überirdisch wie Er, wahre Söhne und Töchter Gottes, geboren zu diesem anderen Leben „nicht aus dem Geblüte, nicht aus dem Begehren des Fleisches . . . sondern aus Gott“, aus Gottes Gnade und aus der Teilnahme an Gottes Schmerz und Gottes Seligkeit.

„Erschienen ist allen Menschen die Gnade Gottes, unseres Erlösers. Sie lehrt uns, der Gottlosigkeit und den weltlichen Gelüsten zu entsagen, und besonnen und fromm in dieser Welt zu leben“ (Weihnachtsepistel).

Den Reichtum dieser Weihnacht wünscht der Marienbote heute allen seinen lieben Lesern, Freunden, Helfern und Mitarbeitern.

„ Möge Er, Jesus Christus, die Augen eures Herzens erleuchten, damit ihr einseht, zu welcher Hoffnung ihr berufen seid, wie reich und herrlich Sein Erbe für die Heiligen und wie überwältigend groß seine Macht ist, die Er an uns Gläubigen gezeigt hat“ (Eph., 1,17,19).

Der Schriftleiter.

Altes deutsches Adventslied



Macht hoch die Tür, das Tor macht weit,
Es kommt der Herr der Herrlichkeit,
ein König aller Königreich,
ein Heiland aller Welt zugleich,
der Heil und Leben mit sich bringt.
Derhalben jauchzt, mit Freuden singt:
Gepriesen sei mein Gott,
mein Schöpfer, reich von Gnad'.

Macht hoch die Tür, die Tor' macht weit,
eu'r Herz zum Tempel zubereit,
die Zweiglein der Gottseligkeit
steckt an mit Andacht, Lust und Freud'.
So kommt der König auch zu uns,
ja, Heil und Leben mit zugleich;
Gelobet sei mein Gott,
voll Rat, voll Tat, voll Gnad'.

Komm, o mein Heiland Jesu Christ,
mein's Herzens Tür Dir offen ist.
Ach zieh' mit Deinen Gnaden ein,
Dein' Freundlichkeit auch uns erschein';
Dein Heil'ger Geist uns führ' und leit'
den Weg zur ew'gen Seligkeit.
Dem Namen Dein, o Herr,
sei ewig Preis und Ehr'.

Komm, Herr zoegere nicht!

Adventgedanken für unsere Zeit

Die Christen freuen sich auf den Advent. Auf die schönen Roratemessen, auf die gefühlvollen Andachten, auf das Herbergsuchen, auf das stille Warten, bis dann der Heilige Abend und das traute Christfest kommen. Wenn das dann alles vorbei ist, dann ist ein wehmütiger Seufzer auf den Lippen: „Schade, daß die schönen Tage so rasch vergehen!“

Wenn der Christ den Advent nur als eine selige Zeit der Sehnsucht auf Erfüllung im hohen Feste auffassen würde, hätte er am Advent gründlich vorbeigelebt.

Advent muß uns die **Sehnsucht nach dem Kommen Christi** sein!

So wie die Apostel voll Sehnsucht im Herzen die Worte lebendig hatten: Der Christus, den ihr in den Himmel fahren seht, wird wieder kommen. Sie gingen hin und wirkten und opferten sich hin, aber immer war der Gedanke vor ihnen: Christus wird wieder kommen! Wie oft bereitet der hl. Paulus seine Zuhörer und die Leser seiner Briefe auf die Ankunft des Herrn vor!

In dieser heiligen Erwartung lebten Jahrhunderte, diese Erwartung wurde verzerrt und mißdeutet, als um das Jahr 1000 nach Christi manche die Wiederkunft nahen meinten, oder wenn andere Weltkatastrophen hereinbrachen. — Dann kam eine Zeit, in der — wie heute — der Gedanke der Wiederkunft Christi langsam nicht mehr lebendiges Feuer in den Seelen der Christen war.

Christen, erweckt wieder die lebendige Sehnsucht nach dem Kommen des Meisters! Geheimnisvoll kommt er immer — täglich — zu uns in dem Leben mit Gott und mit der Kirche. Besinnen wir uns jetzt im Advent ganz stark darauf. Nehmt vom natürlichen Leben das Beispiel! Wie ganz anders wurde eine Familie in der Erwartung des Vaters aus dem fremden Lande. Vorher war alles grau, eintönig, hoffnungslos. Dann aber kam die Botschaft: „Meine Lieben, ich komme bald!“ Die Erwartung hat alle Herzen umgestaltet: sie arbeiteten, beteten, lebten aus dem Gedanken des Tages, der ihnen den Vater bringt.



Wie grau, hoffnungslos, freudelos und sogar verzweifelt ist das Leben derer, die nicht auch aus der Sehnsucht nach dem Kommen des Herrn leben! Sie stürzen sich auf die Welt, um von ihr enttäuscht zu werden. Sie suchen ihre Freude an den Gütern, um von ihnen ausgeplündert zu werden. Sie suchen ihre Sicherheit in den Mächten und Systemen und Parteien der Welt, um hoffnungslos enttäuscht zu werden.

Mitten in diese Zeit, wo die Apokalyptischen Reiter um die Welt jagen, müssen wir uns ganz auf Christus, auf sein tägliches Kommen und auf sein endzeitliches Kommen stellen.

So wie die Kirche überhaupt ihre Kraft vom kommenden Christus schöpft.

Für die Kirche ist immer Advent, das heißt Ankunft Christi in diese Welt voll Schrecken, und darum ist die Kirche selber immer ein Kommen und nie ein Vergehen. Wie oft vergessen das die Großen und die Kleinen, daß die Kirche nie der Vergangenheit gehört, sondern immer der Zukunft.

Die kommende Zeit findet die Kirche bereit! Die

Wie helfe ich meinen Kindern zur Vorbereitung auf Weihnachten?

Eine recht schöne Sitte möchte ich euch lieben Müttern heute mitteilen. Nämlich wie ihr eure Kleinsten auf die Gnaden des hl. Weihnachtsfestes vorbereiten könnt. Ich spreche aus eigener Erfahrung und kann es jeder Mutter nur warm empfehlen, das Folgende einmal zu probieren. Ich glaube, nicht eine einzige wird enttäuscht sein.

Zu Beginn der Adventszeit stelle ich auf mein Betpult das leere Holzkripplein, in dem am Heiligen Abend die Figur des Jesuskindes liegen soll. Ich erkläre dies meinen Kindern und bemerke, daß das Jesuskindchen, das gewöhnlich nur mit ein paar Windeln bekleidet ist, Weinachten in dieser Krippe auf dem harten kalten Holze ruhen soll. Gleichzeitig weise ich sie auf eine kleine Schachtel mit kurzgeschnittenen Strohhalmen hin, die ich in der Nähe unterbringe. Ich sage dann meinen Kindern, daß jedesmal, wenn ein Kind etwas Böses tun will, es aber dann aus Liebe zum Christkindchen unterläßt, oder wenn es besonders artig ist, oder sein Unrecht eingesehen, wenn es ungezogen war, oder auf einen Leckerbissen verzichtet, kurz: wenn sich das Kind selbst überwunden hat, der liebe Gott droben für das frierende Christkindchen einen Strohhalm in sein Krippchen legt, um ihm für Weihnachten ein warmes Lager zu bereiten.

Und was taten wir dann?

Jeden Abend, wenn ich mit den Kleinen betete und mit ihnen Gewissenerforschung machte, wenn sie mir dann ihre kleinen Fehler und Tugenden eingestanden, dann durften die Kinder für jeden Akt der Selbstüberwindung einen Strohhalm in die bereitgestellte Krippe legen.

Das klingt freilich etwas trocken, denn ich bin eine Frau, die keine Zeit hat, sich im Schriftstellern zu üben. Für gewönlich muß ich ja kochen, Wäsche und Strümpfe stopfen, meinen Mann bedienen und meine kleinen Kinder erziehen. Aber probiert es einmal, liebe Mütter, ihr wie eure Kinder werdet Freude daran haben! Die Kinderaugen strahlen, wenn sie sehen, daß Christkindleins selbstgeschaffene Lagerstatt immer weicher und wärmer wird.

Mein kleiner Junge sagte eines Abends: „Mutterle, heute behalte ich das Hemdel mit den kurzen Ärmeln an zum Schlafen, gib dem Christkindel das Nachthemdel, damit es nicht friert.“ Ein ander Mal legte das Kind unaufgefordert ein Stück Schokolade in die Krippe und meinte: „Gelt, Christkindel, dir wird es auch gut schmecken, denn von dem Stroh kannst du doch nicht satt werden!“ Das Kind war erst vier Jahre alt, hatte aber den Sinn meiner Worte schon vollständig erfaßt.

Diese Übung macht den Kindern nicht nur Freude, sondern erweckt in ihnen auch den Willen, Gott zu Liebe freudig auf etwas zu verzichten. Jung gewohnt, alt getan. Und dann? Sollte der Heiland nicht auch seinen Segen und besondere Gnaden bereithalten für ein solch opferfreudiges Kinderherzchen?

Noch eins möchte ich euch verraten, liebe Mütter: Ich selbst habe abends auch meine Strohhalme in das Krippchen gelegt. Ein Stück Jugendparadies erwachte in mir. Ich bin eine noch nicht gar so alte Frau und habe an diesem Kinderspiel selbst noch helle Freude gehabt. Ich war abends recht glücklich und zufrieden, soweit man hier auf Erden überhaupt von Glück reden kann, wenn als Resultat meiner Gewissenserforschung ein paar Strohhalme in das Krippchen wanderten.

Frau Margarete.

Kirche hat zwar bittere Kämpfe zu bestehen, aber ihr ist der Sieg gewiß, weil ihr das Kommen Christi, des Weltensiegers, gewiß ist!

Wenn wir im Advent das „Vaterunser“ beten, dann sollten die Worte: „Zu uns komme Dein Reich!“ ganz lebendig werden!

Niemals noch ist die Welt in ihrer Herrlichkeit, Sicherheit und Beglückung so hoffnungslos gewesen wie heute. Hoffnungslos aber nur für den, dessen Augen von diesem materiellen Dasein nicht mehr aufblicken können.

Mit stürmischer Hoffnung aber, die Lenden umgürtet und die brennende Lampe in der Hand, schaut die gläubige Schar nach dem glanzvollen Kommen des Herrn aus!

Ein doppeltes Licht bescheint unser Leben: der Stern vn Bethlehem und der Blitz, der vom Anfang bis zum Niedergang leuchtet! K.



Martin Fallwangers Weihnachten

Von Franz Scharatzer

Heiliger Abend!

Vormittags hatte es geschneit; fein, ganz fein ist der Schnee niedergerieselt und hat die vom Staub und Ruß schon grau gewordenen Schneeflächen der Dächer und Mauern von neuem blendend weiß gezaubert.

Ein richtiger Weihnachtstag.

Der Vater, ein Sozialist, saß beim Tisch, studierte seine Zeitung und ärgerte sich. Hatte er da seinen Ältesten, den Martin, heute früh dabei ertappen müssen, wie er Figuren pappte für eine Weihnachtskrippe.

„Was treibst denn da wieder für sinnloses Zeug, Bub, dummer?", hatte er in aufsteigendem Ärger gefragt.

„Krippen bauen!", antwortete sein Martin, ein bißchen verzagt.

Da hatte der Mann in einem jähen Zorn mit derber Faust in die Papierbilder gegriffen — und die kleine, bescheidene Herrlichkeit roh zerstört.

Und dann wurde eine scharfe Lehre losgelassen: ein 15jähriger Bub, der schon anfängt, Geld zu verdienen, könne gescheit genug sein, um an solchen Plunder kein Vergnügen mehr zu finden. Und wenn er — der Vater — noch einmal so was sähe, dann wüßte er schon ein Mittel, solche Schwärmereien auszutreiben.

Jetzt saß der Bub beim Fenster und blickte stumm hinaus. Auf der Straße ging es recht lebhaft her. Sonntäglich gekleidete Menschen eilten vorüber, beladen mit großen und kleinen Packeten, deren Formen allerlei Vermutungen über den köstlichen Inhalt weckten. Eine Menge Kinderspielzeug von den bescheidensten Sachen bis zu den ganz großen Träumen einer Kinderseele, allerlei Hausrat, und viele, viele Christbäume wurden im bunten Durcheinander vorbeigetragen.

Drüben aus einem Fenster funkelte ein halb geputztes Bäumchen. Wo anders hatte gar der Heilige Abend schon begonnen; die Fenster strahlten in ungewohnt hellem Lichte und die weißen Gardinen ließen manches von der leuchtenden Pracht durchschimmern.

Wer da jetzt mittun könnte, dabei sein dürfte! Martin konnte sich zwar von einer Christfeier keine rechte Vorstellung machen. Er wußte nur, daß der Mittelpunkt des Ganzen ein köstlich geputztes Bäumchen oder eine Krippe war, daß Lieder gesungen werden und daß es überall festliche Gesichter gab. Und er wußte, daß es schön, sehr schön sein müsse, Christfest zu feiern.

So saß der Bub, schaute und träumte eine Stunde und darüber.

Endlich machte die Mutter Licht und zerstörte damit den stillen Zauber. Das Abendessen wurde aufgetragen. Das Mahl hatte wenig Feiertägliches an sich. Der Vater hatte dies in seiner bestimmten Art so angeordnet. Seine Kinder sollten früh auf derlei Sachen verzichten lernen. In dieser Art hatte er zuerst an seinem Weib und dann später an seinen Kindern all das wenige erstickt, was sich an seelischem Innenleben zeigen wollte. Und es war leicht gegangen, ganz leicht. Nur bei seinem Martin wollte das nicht so glatt gelingen. Der Bub war ein ausgesprochener Träumer. Einer von denen, die zähe festhielten — und still waren. Und das haßte er am

meisten.

Als das Mahl beendet und die kleinen Geschwister zu Bett gebracht waren, schlich Martin zur Mutter in die Küche und bat mit leiser Stimme, noch ein wenig fortgehen zu dürfen.

„Ja, wohin denn, jetzt am Abend?", fragte sie mit forschendem Blick.

„Auf die Gassen halt, spazieren!"

„Frag den Vater", sagte sie kurz.

Da ging er zurück, würgte die aufsteigenden Tränen hinunter und zog den Überrock wieder aus.

Dies machte den Vater aufmerksam. „Wohin hast denn wollen?, fragte er in scharfem Ton.

„Hinunter — die Mutter erlaubte es aber nicht."

„So!" Der Alte bekam einen spöttischen Zug um den Mund. Er wußte ja so gut, was den Jungen jetzt auf die Straße trieb. Die „heilige" Weihnachtszeit natürlich. Da wollte er jetzt zu einem seiner frommen Freunde oder in die Kirche oder etwas Ähnliches. O, er kannte ja seinen Martin so gut. Ihm fielen alle seine vergeblichen Versuche ein, den Buben von seiner Frömmlerei abzubringen. Eine Wut befiel ihn. Am liebsten hätte er dreingeschlagen. Aber er wußte: damit erreichte er am wenigsten. Hiebe steckte der Junge ein, ohne auch nur einen Laut zu tun. Das half nichts.

„Wart ein bissel", sagte der Alte, schritt zum Kasten und öffnete ihn. Es war ihm eine gute Idee gekommen. Vielleicht ließ sich durch überlegenen Spott eher etwas erreichen. Er kramte in einer Schachtel herum, die von seiner Mutter her noch im Kasten lag.

In der Hand einen derben, übermäßig großen Rosenkranz von jener hölzernen Art wie sie vor Jahrzehnten am Lande Brauch waren, trat er vor den Buben.

„So, du heiliger Bruder, du. Da hast auch ein Weihnachtsgeschenk, weil du schon durchaus glaubst, daß heute gefeiert werden muß. Nimm nur, kannst ihn deinen Freunden zeigen, meinetwegen jetzt gleich, wenn du's nicht erwarten kannst, als alter Esel ausgelacht zu werden."



Mit großen Augen blickte Martin zu dem Vater auf. Ohne es zu wissen, ergriff er das ungeschlachte Ding und barg es in seiner Hand.

„Ja, halt ihn nur gut, sonst könnst ihn vielleicht verlieren. Wär' wirklich schad."

Der Mann brach in geärgertes Lachen aus. Plötzlich aber hielt er betroffen inne. Über das Gesicht des Buben war ein Ausdruck solch unendlichen Schmerzes geglitten, daß es sogar den gefühllosen Mann ein wenig packte.

Galt der fromme Kram dem Buben wirklich so viel? Wurzelte diese Schwärmerei so tief?

Was wußte dieser Mensch doch so wenig von seinem eigenen Kinde. Was wußte er davon, daß den Buben Grausen über den eigenen Vater erfaßte, daß ihm zum ersten Male im Leben die traurige Gewißheit dämmerte, daß sein Dasein elender und verlassener war, als das des ärmsten elternlosen Waisen.

Stumm drehte sich Martin um, nahm den Hut und ging.

— — — —

Längst war die Nacht hereingebrochen. Die Stadt lag wie ausgestorben.

Kooperator Wernher trat aus dem Pfarrhof. Fröstelnd hüllte er sich in den Mantel und dachte sehnsüchtig an die warme Stube, die er eben verlassen hatte.

Als er um die Ecke biegen wollte, bemerkte er an den dunklen Mauer einen zusammengekauerten Schatten. Er trat näher. Am Mauergesimse lehnte eine kleine Gestalt, das Gesicht in den Armen vergraben. „He, Freund!", sagte der Geistliche und klopfte dem Fremden auf die Schulter. Der zuckte zusammen und wendete den Kopf. Der Priester mußte eine Weile nachsinnen; dieses Gesicht kam ihm bekannt vor. Endlich huschte ein Schatten des Erkennens über seine Züge und er trat bestürzt näher. „Ja, Fallwanger, was tust denn du hier, jetzt um diese Zeit? Wie kommst du denn da her?"

Martin ließ die Arme sinken — und erkannte in dem Priester seinen ehemaligen Katecheten, dessen Schüler er noch vor einem Jahre war.

„Hochwürden, ich bin . . ."

Weiter ließ ihn Wernher nicht reden. „Aber Bub, wie schaust du denn aus, du redest ja wie im

Fieber. Komm, mach einen Sprung zu mir herauf, da in der Straßenkälte kannst ja unmöglich bleiben. Komm!"

Er faßte ihn beim Arm und drängte ihn in das Haus und über die Stiegen.

Dann saßen die zwei im Zimmer des Geistlichen. „Wart, Bub, ich mach dir einen Tee, schaust ja verfroren aus, zum Derbarmen. Oder willst was essen? — Ich hol schnell was."

In geschäftiger Sorge eilte er durchs Zimmer, richtete eine kleine Stärkung und setzte auf den Spirituskocher ein Kännlein Wasser auf. Und dazwischen ermunterte er den Buben, fleißig zuzulangen. Der aber saß still da. Die liebende Sorgfalt des Priesters weckte nur von neuem seinen Schmerz. Er gab keine Antworten, wagte kaum aufzuschauen und wäre am liebsten wieder draußen gewesen in der Winterkälte.

„So iß doch, Martin, geh, laß dich nicht lang bitten. Da — da — nimm nur. Nachher erzählst mir dann, gelt. Sei nur ruhig, es wird so arg nicht sein. Aber Martin schüttelte den Kopf. Plötzlich beugte er sich nieder, legte das Haupt auf den Tisch und schluchzte zum Herzbrechen.

Lind fuhr der Priester dem Weinenden über das Haar. „Was ist denn, Bub? Wein dich nur aus. Und nachher redest dir das Unglück von Herzen, gelt." In ratloser Sorge streichelte er den trostlos Weinenden und suchte zu ermuntern und zu trösten.



Als er aber dann die Geschichte in ihrer ganzen Traurigkeit erfahren hatte, packte ihn heftiger Zorn. Solche Leute nannten sich Eltern, nannten sich Vater und Mutter und gingen mit ihrem eigenen Fleisch und Blut so um. Dieser Vater nannte sich Freigeist, dünkte sich aufgeklärt und weiß Gott wie gescheit — und verstand nicht einmal das Wesen dieses verschüchterten und so reich veranlagten Knabengemütes. Statt dem Himmel für solch einen Buben zu danken, trieben sie mit ihm ihren Spott und quälten ihn. Hätte man so etwas überhaupt für möglich halten können.

„Herrgott, so etwas ist denn doch . . ." Erschrocken mäßigte er seine Entrüstung. Seine Sache war es nicht, anzuklagen, sondern zu helfen.

Mit starken Fingern nahm er Martin beim Kopf und blickte ihm ins Gesicht. Und er redete ihm die Tränen aus den Augen und den wehen Schmerz aus der Brust. Sein heißes Erbarmen und seine reiche Liebe wußten die richtigen Worte zu finden.

„So — und jetzt gehst heim, gelt? Und besuchen kannst mich, so oft dich's freut. Das Stück Ku-

chen nimmst dir mit. Und wenn ich den Christbaum abräum, gelt, da hilfst du mir! Und wart! — noch was.“

Der Priester trat zu seinem Bücherkasten und suchte rasch, was etwa das Herz eines 15jährigen erfreuen könnte.

„Da hast ein Buch, das schenk ich dir. Das ist was ganz Feines. Erzählst mir dann, wie es dir gefallen hat. Und jetzt schlüpf in deinen Mantel. So — und geh in Gottes Namen! Und vergiß nicht, mich fleißig zu besuchen.“

— — — —

Am nächsten Tag erhielt der Herr Kooperator folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr! Sie haben meinen Sohn ohne mein Wissen in Ihre Wohnung gelockt, ihn dort bewirtet und ihm ein Buch geschenkt. Aus welchen Gründen immer Sie so gehandelt haben, ersuche ich Sie dringendst, solches in Zukunft zu unterlassen. Meine Verhältnisse sind derart, daß ich meine Angehörigen von niemandem beschenken lassen brauche, am allerwenigsten aber von Leuten, deren Anschauungen von den meinen so grundverschieden sind, wie die Ihrigen als Geistlicher. Mein Sohn wird Ihnen die geschenkten Sachen zurückbringen und wünsche ich, daß diese seine Begegnung mit Ihnen die letzte ist. Mit Hochachtung. Karl Fallwanger.“

An der Türe ertönte schwaches Klopfen. Wernher ging hin und öffnete.

Draußen stand Martin Fallwanger, in der einen Hand das geschenkte Buch, in der anderen ein in weißes Seidenpapier gehülltes kleines Packet. Mit rotgeweinten Kinderaugen blickte der Bub zu dem Priester auf.

„Der Vater '.“

Weiter kam er nicht. Die Tränen liefen ihm nur so über die Wangen. Stumm hielt er mit beiden Händen das Buch und den Kuchen dem Priester entgegen.

Der wollte etwas sagen, wollte Martin bei der Hand fassen, wollte ihn trösten. Er wußte aber nicht wie.

„Aber Bub“, sagte er, „aber Bub —“

Martin aber machte sich sanft los und wich zurück zur Türe. Er wandte noch einmal den Kopf und nickte Wernher dankbar zu und sagte irgend etwas mit erstickter Stimme, das nicht zu verstehen war.

Kooperator Wernher wurde bald darauf an einen anderen Wirkungskreis versetzt. Trotz gelegentlicher Nachforschung erfuhr er nichts über Martins weiteres Schicksal.

War er ein Heiliger geworden? Oder hatte er doch vielleicht dem ewigen Drängen des Vaters nachgegeben und war seinem Vorbilde gefolgt? Doch nein, das konnte Wernhern nicht glauben. Wen es mit allen Fasern des Herzens zu Gott hinzieht, der kann nicht treulos werden.



Weihnachten immer neu

Vom Reimmichel

In der Kirche werden schon die sieben großen O gesungen, jene wundervaren, lievebeißen Antiphonen, die alle in den glühenden Sehnsuchtsschrei ausklingen: „Komm, o komm!“, und den Erlöser fast mit Gewalt auf die Erde herabziehen wollen. In den warmen Heimstuben, hinter eisblumenflimmernden Fenstern, sind überall schon die Krippenberge aufgestellt, und das liebe Krippenpersonal wird neu instand gesetzt; durch's ganze Haus zieht kräftiger Tannenduft, die Christbäumlein harren unter'm Dach auf Glanz und Gloria. Draußen im Wald sind all die Tausend Bäume und Bäumchen weihnachtlich aufgeputzt mit weichem, weißem Flaum und funkelnden Eiskriställchen. Auf der Alm droben stecken die Heuschuppen bis über die Achseln im Schnee, manche gucken gar bloß mit der Nasenspitze noch ein bißchen hervor, frierende Vöglein schlüpfen unter den Latten hinein und machen sich drinnen ein warmes Nestchen; Häslein bohren an den Wänden hinunter und knuspern an den heraushängenden Heubüscheln; die kleineren Bäumchen rundum sieht man alle nicht mehr, von den größeren ragen noch Gipfelchen hervor, just so hoch, daß sich ein Vöglein daraufsetzen und rasten kann. Die ungeheuer große, reine, blendend weiße Decke, die über der Alm liegt, ist mit Millionen Sternchen besetzt, die am Tage wie Diamanten blitzen, in der Nacht aber gleich Johanniskäferchen träumerisch flimmern. Zur Nachtzeit wird auch der Himmel lebendig. Hunderttausend goldene Äuglein tun sich auf und strahlen so hell und freudig hernieder wie sonst nie im Jahre. Das sind die kleinen Himmelsengel, die still und feierlich über alle Täler hinziehen und allen Menschen mit

ihren funkelnden Sternäuglein geheimnisvoll zuwinken, als wüßten sie etwas unendlich Freuliges, das sie noch nicht sagen dürfen. Von ihnen singt die „Tirolerwacht“ gar schön:

„In stiller Nacht, bei finst'rer Nacht,
Schläft tief die Welt im Grunde;
Die Berge stehen ringsum Wacht,
Der Himmel macht die Runde,
Geht um und um, um's Land herum
Mit seinen goldenen Scharen,
Die Frommen zu bewahren.“

Kirche und Haus, Wald und Alm, die Berge und der Himmel darüber, alles harrt in sehnsüchtiger, ahnungsvoller Erwartung auf den Einen und Einzigen, den Großen, den Schönen, den Guten, den Innigstgeliebten, der in der Heiligen Nacht kommen und unbeschreibliche Freude, gottessüßen Frieden, himmelreiche Gaben bringen wird allen, die guten Willens sind.

Mir geht das Herz auseinander wie ein Tor mit zwei Flügeln, und ich möchte g'rad' anheben zu singen und zu jubeln wie eine Lerche, die in den goldenen Morgen hineinsteigt. Steht aber ein Kritischer auf und murmelt: „Warum denn das viele Wesen und Getue? Es sind doch schon mehr als neuzehnhundert Jahre her, daß Christus auf die Welt gekommen ist und das Heil gebracht hat. Daß er nun wieder auf die Welt kommt, ist doch eine bloße Redensart. Wir feiern um Weihnachten nur die Erinnerung an seine Geburt, die vor rund zweitausend Jahren stattgefunden hat. tausend Jahren stattgefunden hat.“

Du kühler, nörgelnder Patron, da bist du aber ganz auf dem Holzwege. Die Geburt unseres lieben Herrn und Heilandes ist nicht bloß eine fertige Tatsache, die sich vor neunzehnhundert Jahren vollzogen hat, sondern sie ist eine stets gleichzeitige, immer gegenwärtige Tat, die sich — besonders um Weihnachten — alle Jahre wieder erneuert. Sagt doch der Apostel, daß Christus nicht einem bestimmten Zeitabschnitte angehört, sondern allen Zeiten. „Jesus Christus ist derselbe gestern und heute und in Ewigkeit.“ (Hebr. 13,8.) Uns, die wir nicht vor neunzehnhundert Jahren gelebt haben, sondern jetzt leben, wird die reichliche Erlösung ,die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes (Tit. 3, 4.) eben jetzt erst zugewendet. Was die Hirten von Bethlehem vor neunzehnhundert Jahren an der Krippe des Weltheilandes bekommen haben — all die Liebe, die Gnaden, den Segen — all dasselbe und kein Fünklein weniger empfangen wir jetzt, und zwar ganz besonders am hohen Weihnachtsfest. Der Wirkung nach ist das Weihnachtsfest jedes Jahr genau so beschaffen, als ob Christus eben jetzt erst geboren würde. Darum können wir auch mit vollem Recht sagen: „Die Weihnachten sind immer neu.“

Was folgt daraus? Daraus folgt, daß wir zu Weihnachten ganz die gleiche himmelhelle, hohe, herzaufrüttelnde Freude haben sollen, die die Hirten von Bethlehem einst gehabt haben. Ich will euch einige Winke geben, wie ihr diese Weihnachtsfreude anzünden und so stark beleben könnt, daß sie in euren Herzen schier nicht mehr Platz hat.

Fürs erste setz ich euch eine Warnungstafeln her. Hütet euch vor dem schwarzen Raggersbart! Zu Weihnachten macht der böse Feind Doppelschicht, und wo er nur zukommt, sucht er all die duftigen Freudenblümlein in den Herzen und Häusern zu zertreten und auszurotten. Ich erinnere mich noch aus meinen jungen Jahren, wie er einmal in einem Hause, wo ich war, zu Weihnachten einen solchen Unfrieden gestiftet hat, daß alle Freude elendiglich zugrunde ging. Noch heute möcht



UNSERE LIEBE FRAU von FATIMA

Obige Statue steht im Brescia Convent, Regina, Sask., der Ursulinen von Vibank, Sask. Sie wurde von einem Künstler nach persönlichen Angaben der heute noch lebenden Luzia gemacht. So ungefähr hat die liebe Gottesmutter ausgesehen, als sie sich vor 32 Jahren den Kindern von Fatima zeigte. Ein genaues Bild von ihr zu schnitzen oder zu malen, bringt kein Künstler fertig. Kein Mensch ist so rein, um Marias Reinheit und Gottesfülle ganz erfassen zu können.

ich weinen, wenn ich daran denke, was das für traurige, düstere Weihnachten waren. Laßt euch nicht aus dem Zirkel bringen, mag der Gottesfeind noch soviel Verdruß und Unordnung und Widerwärtigkeiten anrühren, kräftigt euch in Geduld, macht ein heiteres, freundliches Gesicht, seien die Dinge, wie sie wollen, singet eins, wenn ihr könnt, und seid extra frohgemut und aufgeräumt — dem Teufel zum Trutz euch selber zu Nutz!

„Bin a lustiga Bue,
Laß dem Teufel ka Rueh,
Und die Engel im Himmel
Die lachen dazue."

Nur in einem reinen Herzen kann die Weihnachtsfreude blühen. Wenn es aber in deiner inneren Ökonomie fehlt, wenn du Sündenschulden stehen hast bei Gott dem Herrn, wenn du gar an der Seele halb oder ganz verkracht bist, dann mußt du trachten, aus der Schlamasse herauszukommen. Bezahlen kannst du deine Schulden nicht, aber um Nachlaß bitten kannst du. Tritt reumütig zu Gott hin, bitt ihn wie ein Kind um Gnade und Barmherzigkeit, weine ein Tröpflein, wenn du kannst — notwendig ist solches aber nicht — mache hernach einen Rutscher in das Bußgericht und laß dir vom Stellvertreter Gottes, das ist der Beichtvater, deine Schulden liquidieren. Diese Liquidation ist unerläßliche Bedingung für das Aufkommen einer echten und rechten Weihnachtsfreude.

Fürs zweite haltet die äußeren Weihnachtsbräuche, die ihr von Vater und Großvater ererbt habt, treulich ein, und wenn sie zum Teil abgekommen sind, frischt sie alle wieder auf. Schmückt eure Stuben und Zimmer mit Tannenreisig, denn es kommt einer zu euch, der viel vornehmer ist als

**„Himmlische Grotte,
Gut sein ist hier:
Bist du auch ärmlich,
Gott wohn in dir!
Arm ist das Haus wohl,
Schön ist das Kind,
Himmel und Erdreich
Eigen ihm sind.
Der uns des blauen
Sternhimmels Pracht
Zeltgleich entfaltet
In jeder Nacht:
Den hüll' ich selig
In Windeln ein,
Sing ihn in Schlummer,
Mein Kindelein.
Jesus, mein Meister,
Bitte, laß sein
Vor dir ein Kind mich
Folgsam und klein.
Himmlische Grotte,
Gut sein ist hier:
Bist du auch ärmlich
Gott wohnt in dir."**

Bischof und Kaiser. Richtet die Weihnachtskrippe, wenn ihr eine habt, ja sicher auf! In solchen Hauskrippen liegt ein wunderbarer Reiz und Festduft, sie rücken das süße Geheimnis der Menschenwerdung Christi allen Hausbewohnern in unmittelbare Nähe, und gewiß läßt sich das Christkind in solchen Krippenstuben mit besonderer Freude nieder. Ihr merkt es förmlich, daß es unter euch ist. — Wenn ihr's im Brauch habt, stellt auch einen Christbaum auf; denn im Christbaum haben wir ein überaus sinniges, gemütstiefes Weihnachtszeichen, das aus unserem deutschen Volke hervorgegangen und kerndeutsch ist. Ein berühmter Mann sagte einmal, die Haupteigenschaft des deutschen Volkes besteht darin, daß es herzlich sei. Dieser Karakter zeigt sich ganz hervorragend in der Weihnachtsfeier, und gerade im Christbaum ruht ungemein viel deutsche Herzlichkeit und Innigkeit. Aber der Christbaum soll nicht nur im Flitterglanz und Lichterschein, umgeben von reichen Geschenken, dastehen, sondern etwas muß immer noch dabei sein — die Hauptsache — nämlich eine Figur oder ein Bild des Christkindes am Fuße des Bäumchens; denn vom Christkind geht alle Weihnachtsfreude aus, wie alle Lichtfünklein von der Sonne. — Weiterhin nehmt am Heiligen Abend den althergebrachten Weihnachtsgang vor mit Räucherwerk und Weihwasser durch Haus und Hof, Stube und Gaden, und bittet das Christkind, daß es euer ganzes Besitztum segne und weihe durch seine göttliche Heimsuchung. Betet an diesem Abende, wie es vor alters Brauch war, die drei Weihnachtsrosenkränze. Und wenn ihr hernach die Krippe beleuchtet oder den Christbaum angezündet habt,

Drei anbrennte Menschen

Die ersten sind die von der Liebe Gottes anbrennten Menschen; ein solcher sei auch du, mein lieber Mensch!

Die zweiten sind von der Welt anbrennt, die stellen töricht das Zeitliche dem Ewigen vor; ein solcher sei nicht, mein lieber Mensch!

Die dritten Anbrennten sind die, die ewig brennen im Feuer; ein solcher — wolle Gott verhütten! — daß du nicht werdest!

dann soll ein Kind oder der Hausvater selbst in Gegenwart aller Hausbewohner das altheimelnde Evangelium von der Heiligen Nacht vorlesen: „In jener Zeit ging vom Kaiser Augustus ein Befehl aus, das ganze Land zu beschreiben usw." (Luk. 2.) — Horchet in der Heiligen Nacht auf die heimlichen Laute in der Natur, horchet mit Innigkeit auf den nächtlichen Glockenjubel, der über alle Berge aus und in alle Talwinkel und Schluchten hineinsingt. Gehet dann so zahlreich als möglich zur Christmette und zum lichterstrahlenden Engelamt in der Heiligen Mitternacht. — Selbst das Weihnachtsmahl und den Zeltenlaib am Heiligen Tag sollt ihr, wenn es angeht, nicht abkommen lassen. All diese äußeren Zeichen sind Öltröpflein, mit denen das Licht der inneren Freude genährt wird. — Auch dem „Sternsingen möcht ich ein Wörtlein reden. Wo nicht Mißbrauch und Unfug und Nachtschwärmerei unterlaufen, sondern wo es ernst und fromm geübt wird, soll man es nur herzhaft durchführen. Es bringt viel Weihnachtsstimmung und warme Christfreude in die Häuser . . . Da lebte zu unterst im Unterinntal drunten ein alter gottinniger Mann, ein richtiger Kerntiroler, hatte schneeweiße Haare, himmelklare Augen und ein Gesicht wie ein Prophet. Mit dem Taufnamen hieß er Michael, den Haus- und Schreibnahmen weiß ich leider nicht mehr. Dieser Patriarch ging noch in seinen ältesten Tagen „Stern singen". An jedem Heiligen Abend kleidete er sich als Hirt und ging dann, unter dem einen Arm eine Geige, unter dem andern ein Evangelienbuch, von Haus zu Haus. Wo er zur Stubentür hineintrat, grüßte er: „Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus!" Dann las er eines von der drei Weihnachtsevangelien vor und knüpfte eine kurze, aber warme Mahnung daran. Hernach stimmte er seine Geige und sang mit eigener Begleitung eines der rührenden alten Krippenlieder. Dabei rannen ihm die hellen Tränen über die Wangen. Und wie er gekommen, ging er wieder fort, ernst und feierlich, ohne ein Wörtlein zu plaudern, ohne irgendwo einen Trunk oder einen Kuchen oder sonst was zu nehmen. Die Leute erwarteten ihn überall mit freudiger Spannung. Sobald er kam, wurde es mäuschenstill wie in einer Kirche. Und wenn er fortging mit dem herzinnigen Gruß: „Der Segen und die Freude unseres lieben Herrn und Heilandes sei und bleibe bei euch!", sagten alle: „Vergelts Gott!" Das war ein richtiger Sternsinger, der mit seinem Häusergang wohl mehr gewirkt hat als oft ein Pfarrer mit der schönsten Weihnachtspredigt.

Merkt euch: für Weihnachten ist nichts zu schön und nichts zu gut und nichts zu viel. Je mehr ihr äußerlich vorkehret, desto größer wird die innere Freude sein. Und nun kommt



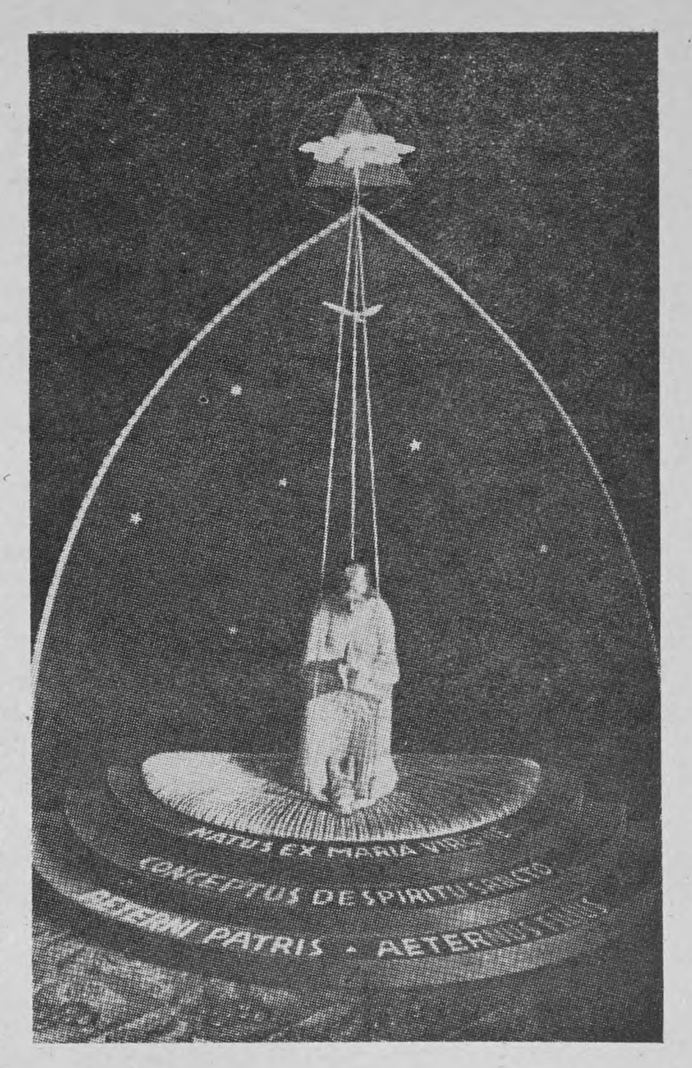
zum dritten die Hauptsache, nämlich die innere Christtagsfreude. Wer nicht einen bodenleeren Kopf und ein eisstarres Herz hat, dem wird es leicht, diese Christfreude recht sonnenhell in der Seele aufleuchten zu lassen. Mach es so. Bei allem, was du daheim tust und anrichtest, denk herzhaft und innig: „Heute kommt der Gottheiland selber mit dem Himmelssegen und Himmelsglück!" — Und wenn du bei der hochfeierlichen Mitternachtsmesse in der Kirche kniest und die Weihnachtsweisen ertönen und die Orgel mächtig rauscht, vielleicht auch etwelche Geigen, Flöten und Schalmeien dazu erklingen, dann stell dir recht lebhaft vor, die Kirche wäre das Feld von Bethlehem, und du wärest ein Hirt, und durch das Kirchengewölbe herein schaute der sternbesäte Himmel. Alsdann denke dir, du hörtest eine liebliche Stimme: „Fürchtet euch nicht, ich verkünde euch eine große Freude: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, Christus der Herr!" Und wenn dann das Gloria aufjubelt, so stimme ein mit Herz und Mund: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind."

Und letzlich vergiß ja nicht, dem heiligen Christkind etwas zu schenken. Der Heiland hat einmal gesagt, daß er alles, was man dem Geringsten seiner Brüder Gutes tue, so annehmen werde, als hätte man es ihm selber getan. Darum wurden in alter Zeit die Armen und Bedürftigen mit dem schönen Namen „die Gottesleute" bezeichnet. Um Weihnachten muß jeder Christ, der irgendwie kann, ein Almosen geben. Weihnachten ohne christliche Liebesgabe sind keine Weihnachten.

Oblate der Unbefleckten

vom Schriftleiter

„Des ewigen Vaters ewiger Sohn, empfangen vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau“, steht zu Füßen der Mutter mit dem Gotteskinde unseres Bildes geschrieben.



Fünf Gnadengeschenke gab Gott dieser Mutter. Fünf Gnadengeschenke, die keine der Frauen vor ihr empfangen hat noch nach ihr empfangen wird. Mutter des ewigen Sohnes des ewigen Vaters sollte sie werden. Diese Fleischwerdung Gottes in ihr, die sie zur wirklichen Gottesmutter machte, war die herrlichste aller Gnadengaben, die Maria von Gott empfing.

Die Gottesmutterschaft mit allem auszuschmükken, was Gott zu bieten beschloß, erhielt die Jungfrau Maria noch vier weitere überirdische Geschenke. Unbefleckt, das heißt ohne Schuld der Erbsünde, wurde sie empfangen und geboren. Durch Gottes besonderen Schutz blieb sie ihr ganzes Leben lang rein von jeder persönlichen Sünde. Sie wurde Mutter — Mutter des fleischgewordenen Gottes — und blieb doch Jungfrau. Und heute ist sie Gottes Gnadenvermittlerin.

Am achten Dezember, am kirchlichen Festtage der Unbefleckten Empfängnis Mariä, stehen wir Oblatenmissionare vor Unserer Lieben Frau, und wir opfern ihr von neuem unser Priesterleben und unsere Priesterkräfte. Wo wir sind und wo wir wirken, sei es im Heimatland oder da irgendwo draußen an schwerer Missionsfront, überall stehen wir in demselben Dienst, dem sie einst ihr Leben weihte: Im Dienste des ewigen Sohnes des ewigen Vaters, den sie uns geboren, und dessen Gnadensegen sie auf uns herabfleht.

Als unser heiligmäßiger Stifter Eugen von Mazenod den Oblatenorden gründete, hatte er nicht im Sinn, eine Mariengenossenschaft von Priestern ins Leben zu rufen. Er selbst schrieb, daß er Priester um sich zu gruppieren suche, deren Aufgabe es sein solle, zu predigen wer und was Christus sei.

Wahre Christusmissionare sollten wir sein, erfüllt vom Christusgeist und von der Christusliebe der Apostel. Priester, denen Selbstheiligung erstes Gebot, und denen die Heiligung des Nächsten zweites und gleichgroßes Gebot ist.

„Feindschaft setze ich zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Sproß und ihrem Sproß“, sprach Gott im Paradiese zu Satan. Feindschaft, große Feindschaft zwischen seinen Oblaten und dem Sprossen Satans forderte auch unser Seliger Stifter von uns. Feindschaft zu allererst in eigener Seele, auf daß dort nichts sei, was Satans Zeichen trüge, keine Selbstsucht, kein Verlangen nach irdischen Gütern und Ehrungen — nichts als nur Christus, und das Brennen, Christus zu predigen, Christus zu geben, kreuztragender Christus zu sein.

Als Zeichen des Christusgeistes der Oblaten gab uns unser Seliger Stifter den Auftrag, das Kreuz des Herrn immer sichtbar auf unserer Brust zu tragen.

Da kam plötzlich von Papst Leo XII. ein Schreiben, in dem der Heilige Vater nicht nur den Orden der Oblaten kirchlich bestätigte, in dem er uns aber auch einen vollen Namen gab: Nennet euch: Oblaten (Geweihte) der Unbefleckten Jungfrau Maria!

„Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die Mitglieder dieser ehrwürdigen Ordensfamilie, die sich unter solchen für die Förderung der Frömmigkeit so überaus geeigneten Regeln der Predigt des Wortes gewidmet haben und die jungfräuliche und unbefleckt empfangene Gottesmutter als ihre Schutzherrin verehren, nach Kräften und besonders durch ihr Beispiel bestrebt sein werden, in den barmherzigen Schoß dieser Mutter die Menschen zu führen, die Jesus Christus am Kreuzesstamm ihr als Kinder anvertrauen wollte."

Diese Entscheidung machte uns nicht zu anderen Missionaren als wir es schon waren. Sie gab uns nur den ganz besonderen kirchlichen Auftrag, die Menschen durch Maria zu Christus zu führen. Sie gab uns nur die besondere Aufgabe, mitzuverwirklichen, was vor zwei Jahrtausenden aus dem Munde Mariens floß: „Siehe, von nun ab werden mich lobpreisen alle Geschlechter!"

Einhundertundvierunddreißig Jahre predigen die Oblaten nun bereits die Namen Jesus und Maria in aller Welt. Gottes Vorsehung hat uns die Wege gewiesen, die wir bis jetzt gegangen sind. Unser Seliger Stifter hatte ursprünglich nicht im Sinn, uns als Missionare in die Länder der Heiden zu senden. Wir sollten den Allerärmsten, den Bauern, Tagelöhnern und Arbeitern der Städte und Dörfer Europas predigen.

Unter der Schutzherrschaft der Unbefleckt Empfangenen gingen unsere Missionare aber doch überall dorthin, wo die Feindschaft zwischen ihrem Sprossen und dem Sprossen Satans sich erstreckt. Wir sind Volksmissionar geblieben, wir sind Pfarrpriester geworden, und wir stehen als Heidenmissionare an den Grenzen des Nordpols, in den Wüsten Afrikas, in Südamerika, in der canadischen Prairie, in Asien und Australien. Und es sind die Missionsreisen der Oblaten mit dem Christuskreuz auf der Brust noch lange nicht zuende. Wir wissen nicht, wo wir in zehn Jahren arbeiten werden, ja nicht einmal, was nächstes Jahr für uns in den Plänen Gottes liegt.

Nur das wissen wir: Die Kirche braucht heiligmäßige Priester, ganze Christuspriester, wahre Oblaten, geweiht den Gedanken Jesu und Mariens dem Kreuze Christi und den Sieben Schmerzen Mariens, auf daß die Welt hinfinde zur Teilnahme an der Glorie des Heilandes und an den Sieben Freuden Mariens.

„Des ewigen Vaters ewiger Sohn, empfangen vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau", heißt das Programm unseres Lebens und unserer Arbeit.

Maria hat es uns gesegnet.

Anbetend beugen wir zusammen mit der reinsten Jungfrau unser Knie vor Ihm, dessen Kreuzzeichen wir auf unserer Brust tragen. Rein wie Maria, liebend wie sie, schmerztragend und vom Heiligen Geiste durchgossen wie sie, möchten wir erfüllen, was uns aufgetragen wurde: Den Armen das Evangelium zu künden!

Bescheidend nimmt auch der Marienbote an dieser großen Aufgabe teil. Er, und alle seine Freunde des Marianischen Missionsvereins und der Student Burse. Ein Tag des Segens ist uns allen der achte Dezember, der Tag der Unbefleckten Empfängnis Mariens. Wolle er uns allen auch ein Tag neuer, tiefergreifender, reicherer Heiligung werden — in Christus, durch Maria der Unbefleckten.

Adventruf

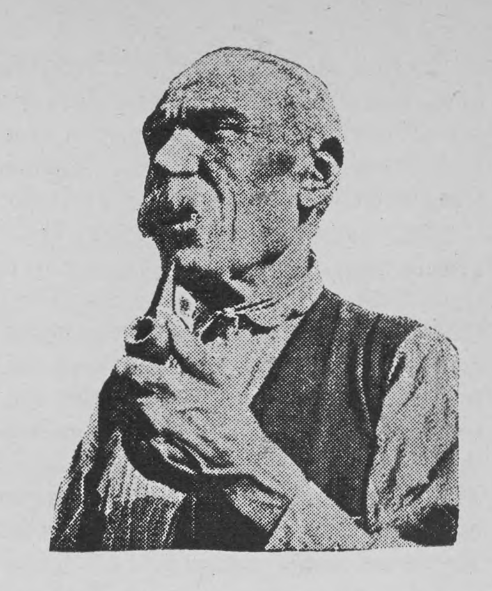
Wir gehen in Ketten; o Herr, sieh uns an!
Wir zerren blindwütig, so hilflos daran.
Wir rufen nach Dir, Herr Jesu Christ,
Der Du die Kraft alles Leides bist,
Komm, Emmanuel!

Wir fiebern an Wunden; ach, sündenschwer!
Müd schleichen die Tage, weil liebeleer.
Wir rufen nach Dir, Herr Jesu Christ,
Du aller Schuld ein Erlöser bist,
Komm, Emmanuel!

Wir wandern in Nächten und suchen das Licht,
Und tasten im Irren und wissen es nicht.
So komm denn, o komm bald, Herr Jesu Christ,
Der Du das Licht und die Wahrheit bist!
Komm, Emmanuel!

M. Thullner

vom Schusterseppel



Liebe kadolische Leit und frommes Folk vom Mariabot.

Jetz indem daß mir die Weihnocht hon is mir die große Uffgobe gebe eich von die chriestliche Mahnunge unnerschiedliches zu erteile was ich auch tu indem daß ich mich uf selle Ermohnunge gut auskenn und holte tu ich sie auch ober die Menschheit tut das Chriestliche net mehr respecte ober mit das Siendigen sein sie alle connected wo eine Schand is für das ganze kadolische Folk und uf die Weihnocht is es recht erst eine Schand aus was weller Ursach ich sog: Leit, sog ich, desch muß uffhere und gestoppt werde und meine Ermohnungen fier uf die Christmas sein selle:

Uf'n erschten Platz, Leit, tut's gut beichte und eine arg gude Reu vonwege eire Siendhoftigkeit erwecke wo ober net gut is wenn's ihr eich net bessret und net das Fluche und die Uneinigkeit und auch das Saufe uffgebt's wo alles uf keine Christmas net paßt und noch der Christmas tut es sich auch net passe.

In the second place, Leit, wo ihr members vum choir seid eich muß ich soge daß ihr gut practisen sollst fier uf die Christmas und wenn's ihr singt dann singst's christlich wo jedes Wort gut geplaudert is und net mit zu viel stage indem daß Leit vum radio und von Opera keine Wort net plaudern wenn sie singe und der Mensch wo zuhert kann net wiesse obs das selle Singer was chriestliches singe oder net und die Sproch kann kein Mensch net ausmache obs die englische Aussproch is oder die deitsche indem das Leit vum radio und von der Opera niemols net das Ladeinische singe wo mir singe tun und wo doch chriestlich is. Ne, liebe Leit, und members von unsre chriestliche choirs, net zu viel stage und der Adamsapfel braucht net rumpzuhupse beim singe ober tut's einfoch singe und den choirmaster watche wo eine große responsibility hot indem daß er eich leite muß und was ein Kunst is is ein Kunst und selle hot ein choirmaster. Wie lauter g'sunge um so besser ob die stopsigns muß der Mensch watche und so laut wie die Kohlinger Kath derft's ihr auch net singe ober alles muß seine Grenze hon und seine Anständigkeit indem daß die Leit in der Kerch aller Singers vernehme sollen net nur die Kohlinger Kath ober wenn der choirmaster das Komando gebt: jetzen peianissimo dann tut's leise singe indem daß peianissimo in unsre deitsche Sproch still heißt und kein Gebriell net.

Jetzen kummt drittens, liebe Leit, wo mein dritter Point von meine Christmas Ermohnunge is wo ich soge muß daß uf'n heiligen Obend kein geischtiges Getränk net g'numme werde darf ober aus dem geischtigen Halszier sollt's ihr singe und bäte indem daß mir doch zur Mitternochtmeß fohre und da muß der Mensch seine Vernunft unner control besietze wo ober keiner net hot wo vom homegebrewten tastet oder vum anren geischtigen Getränk bevor das er zur Kerch fohrt und selles is kein respect net ober eine disrespection und der der Poter hot seine arge Plog mit die viele Leit wo zur Christmasbeicht kumme und allegebot muß der arme Poter was anres smellen indem das einer homebrew getrunke hot und der anre Rum oder Wein oder Gin oder Bier oder Rye und oben druf hot er noch Wurscht mit garlik gesse. Liebes kadolisches Folk, von sollem muß der Mensch sich entholte indem daß der Poter mir verzählt hot wie das er die Christmasbeichten ferchten tut vonwege die Betrunkenheit wo ihn allemol schlagt indem daß er von dem vieligen unnerschiedliche smell wo von die Leit kummt wo getrunke hon auch ganz mixup und betrunke werd ober Beicht hörn muß er doch und nochher noch gloria singe wo ihm gornet fier uf das gloria der Kopp stehn tut ober er möcht das Misererige sin-

ge wo auch ein kadolisches Kerchenlied is und in deitscher Ausssproch heisse tut: hobt's doch Erborme mit mir.

Viertens: Die Kerch is uf die Christmas die Hauptsach und ich tu eich ermohne und uffordre wie das ihr zu einem Poter gehn sollt fier um ihn Glieck anzuwiensche ober tut's dem Poter uf die Christmas keine Buttermilch net ins Haus troge indem daß kein Poter net uf die Christmas Buttermilch trinkt ober die housekeeper tut manchmol die Buttermilch critisizen indem daß ich eimol dem Poter Buttermilch hintroge hon fier um ihm ein Christmas zu gebe ober dem Poter seine housekeeper hot mich nochher arg beschwätzt und mir hon gude housekeepers und mir hon auch net gude housekeepers ober die wo net gut sein die hon bald Krieg mit die Ladies Aid Weiber und nochher bleiben sie net und nur selle housekeepers bleiben wo gut sein aus weller Ursoch ich eich belehre tu: Tut's auch der housekeeper ein gudes Christmas anwiensche ober dem Poter noch ein besseres.

Fienfter point von meine chriestliche Christmasermohnunge: Leit, tut's uf das Essen watche indem daß die Weiber alles bereit hon solln und das keine Ufregung net geschieht und keine Schiempferei net vonwege weil's Esse net uf'n Tisch is ober Moß holte muß der Mensch auch beim Esse und wo einer potatoes eßt und chicken und turkey und Wurscht, Kraut, Erbsen wo mir peas nenne, und dann noch fruit und cake und cookies und obendrauf noch vum Schwotenmoge bis das er kein Gefiehl net mehr hot ober nur noch eine pain im stomach dann langts und wo einer noch mehr eßt do is eine Siend wo man die Siend von der Ungemässigkeit nenne tut und beim Essen soll Ordnung sein indem daß der Hausvoter der erschte sein soll wo nach die dishes langt und die Hausmutter soll uf die Christmas auch gut esse und die großen Madel solln ufftroge und die dishes wasche was die rechte Hausordnung is wo ein Ordnung herrscht. Tut's ober uf die Christmas net esse bevor das gebätet worde is.

Sechster point: Uf die Christmas hon mir unnerschiedliche Freind im Haus fier uf das mir Maistub holte könn und der Hausvoter soll die Visitors freindlich begrieße und willkomme und die Weibsleit solln sich net doherhucke und die anre Weibsleit wo net do sein beschwätze vonwege weil das Beschwätze eine gossip is und keine von die chriestliche Tugende net ober in der Maistub tun mir zu viel beschwätze und critisizen indem daß mir alles schlecht moche wo ober net gut is vonwege weil der Mensch uf der Christmas doch ein Frieden hon muß. In der Maistub soll der Mensch singe ober keine wüste Lieder net ober von die chriestliche Weihnochtslieder und Musik soll der Mensch auch hon ober keine net von die verruckte Tänz wo kein chriestlicher Mensch net tanze kann indem daß ich Unneroffizier gewest bin in der russischen Armee und dorten hon mir getanzt was ein Tanz is ober keine Hupserei net und unsre Musik is auch gut gewest indem daß mir wo die education von einen Unneroffizier g'hat hon viel von die bessere Ausbieldung und Einbieldung geholte hon indem daß mir uf die Unneroffizierschule alles bekomme hon gude Ausbieldung und gude Einbieldung wo ich heit noch besietz.

Liebes kadolisches Folk, indem daß ich eich alle ein gudes Christmas anwiensch werd ich jetz schließe ober die Pauline wo mein chriestlich angetrautes Weib is hot mir den Ufftrag gebe eich auch von sie ein gudes Christmas anzuwiensche und ich hon den Ufftrag von meinem guden Weib erfiellt indem daß ich solles geschriebe hob wo ich mit eigne Unnerschrieft certifyen tu

von eirem treien

Schusterseppel,

kadolischer Schriftsteller deitscher Sproch.

Weihnachten

Langsam sinkt die Nacht hernieder.
Alte, traute Weihnachtslieder
steigen auf zum Sternenzelt.
In der Zeit der Sonnenwende
greifen zarte Kinderhände
nach den Herzen dieser Welt.

Eine Nacht im ganzen Jahre
wissen wir zutiefst das Wahre, —
daß wir Gottes Kinder sind.
Mögen wir auch sonst vermessen
Kreuz und Dornenkranz vergessen, —
heute siegt Er hold — als Kind.



„Der Liebe Gott geht durch den Wald"

Von Peter Rosegger

I

„Der liebe Gott geht durch den Wald" — so singt ein altes Lied, aber nicht jedem begegnet er. Der Pecher-Lenz aber hat's erfahren zur heiligen Weihnachtszeit, daß der liebe Gott durch den Wald geht. Sein — des armen Pechers — Haus steht tief im Walde. Mühsam ernährt er sich, da das Pechschaben nicht mehr gestattet ist, von Wurzeln- und Kräutergraben. Sein einziger und köstlicher Schatz ist seine herzige kleine Magdalene. — Magdalene war nun sieben Jahre alt, war fleißig und fromm, und als Weihnacht herankam, hoffte auch sie auf eine gütige Gabe vom Christkind. Vater und Mutter aber lächelten schmerzlich dazu in ihrer Armut. — Der Lenz hatte an dem Tage draußen eine Semmel und etliche Äpfel erstanden; aber auch ein Tannenbäumchen sollte dazu kommen und Lichtlein daran. So war's früher stets gewesen, und so wurde es auch jetzt von dem geliebten Kinderherzen erwartet.

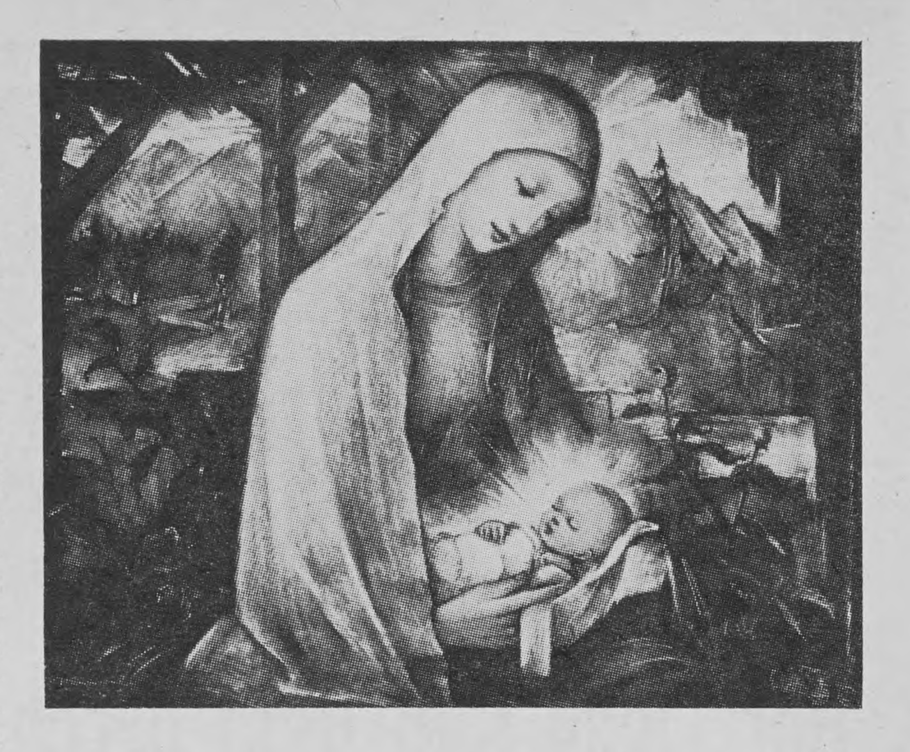
Der Lenz streifte im Walde herum, lange zwischen den ungezählten Bäumen des Waldes. Vor manchem jungen Tannenwipfelchen blieb er stehen. „Dies wär schon das rechte", murmelte er, „aber darf ich denn, es ist ja streng verboten, Holzfrevel zu begehen." — Mit Hast fuhr er nach seinem Taschenmesser, ein kräftiger Schnitt — und eine zarte Tannenkrone ist geknickt. In diesem Augenblicke gellt ein derber Fluch. Zwei Männer, mit Jagdgewehren bewaffnet, stehen vor dem Lenz: der Gutsherr von Gallheim, der Besitzer des Waldes, und sein Förster. — „Haben wir dich endlich, du schändlicher Waldfrevler! Seit langem werden in unseren Wäldern die Bäume geknickt. Dieser Lump da tut's", sagte der Förster. — „Ich bin kein Lump, ihr Herren", brummte Lenz. — „Was denn?", sagte Gallheim. „In böser Absicht hab' ich mein Lebtag kein Zweiglein vom Aste gebrochen." — „So? Und dieser Wipfel, der weder Spatenstiel noch Brennholz gibt?" — „Zu Gnaden, Herr — für's Kind daheim ein Christbäumchen." — „Die Ausrede ist nicht übel", lachte Gallheim: „Förster, nehmt den Dieb fest; die sichere Kammer wird ihm die Festtage über wohl bekommen."

Der Lenz kochte innerlich vor Wut, aber er verlor kein bitteres Wort. Einerseits sah er's, er war ein Dieb; anderseits fühlte er, es geschehe ihm unrecht. Er, der er sich gehütet hat, sein Leben lang ein ehrlicher Mann zu bleiben, wird nun im Gefängnisse sitzen! Dies ist seine Weihnacht!

II

Zornig ob des Waldfrevlers und befriedigt zugleich, ihn erwischt zu haben, kehrte Gallheim in sein Haus zurück. Dort fand er große Aufregung. — Theobald, der zehnjährige Sohn des Herrn, war wie gewöhnlich auf seinem Schimmel am Nachmittag ausgeritten. — Die übliche Reitstunde ging vorüber — er kehrte nicht zurück. Als es schon dunkelte, rannte der Schimmel schnaubend zum Tore herein. Auf dem Rosse aber saß kein Reiter. — Jetzt war das Entsetzen groß. Die Mutter fiel in Ohnmacht. Der Vater schoß planlos umher und war leichenblaß. Die Dienerschaft jammerte um den jungen Herrn. Die Knechte sprengten auf Pferden zum Tore hinaus. Die Frau des Hauses war die Erste, die wieder zur Besinnung kam. Sie eilte in die Nacht hinaus; und rief laut ihr Kind, bis ihr die Stimme versagte. Durch Heide und Wald irrte sie und wo ein Kreuzbild stand, da sank sie auf die Knie und rang die Hände.

Herr von Gallheim hastete wie ein gehetztes Wild über Berg und Tal; das Reh und den Edelhirsch, nach denen er sonst so gierig sein Feuerrohr gerichtet, hätte er flehend anrufen mögen: „Habt ihr mein Kind nicht gesehen?" Die Tiere flohen erschrocken. In der Finsternis stolperte Gallheim über ein zerbrochenes Bäumchen; der Tannenwipfel war's, deswillen Pecher-Lenz im Gefängnis lag. „Auch dieser Mann hat Weib und Kind!", rief es in seinem Herzen. Er eilte weiter und stieß in sein Horn. Der Pecher-Lenz war in seinem Gefängnis zu dieser Stunde fast der einzige Bewohner des großen Gebäudes. — „Das ist eine arge Weihnacht!", sagten die Suchenden zueinander;



„wir werden morgen einen traurigen Christtag haben!" Sie stießen ins Horn und lauschten vergebens auf ein Gegenzeichen. Keiner hatte eine Spur, keiner wußte Rat und dann brach noch plötzlich ein Unwetter los.

III

„Das ist eine arge Weihnacht!" seufzte die Frau des Lenz im Waldhause. Sie ging vom Fenster zur Tür, aber der Mann kam nicht. „Der Vater wird noch zum Christkinde zu spät kommen", meinte die kleine Magdalena. „So lange ist er noch nie ausgeblieben", antwortete die Mutter. „Mir ist heute den ganzen Tag so bange. Geh' ins Bett, Magdalenchen." — Jetzt klopfte es ans Fenster. „Gottlob! Gottlob!", sagte die Frau. — Aber er war's nicht. Ein verspäteter Holzbauer ging vorbei, der rief durch die Scheibe herein: „He, Frau, was hat er denn angestellt?" „Ich weiß nicht, was ihr meint", versetzte die Frau angstvoll. „Die Frau weiß es gar nicht?", lachte der Holzknecht. „Nun, der Lenz wird heute nicht heimkommen." — „Wißt ihr was? Wo ist er denn?", so fragte die Frau. „Mir sind sie begegnet" berichtete der Holzer, „er hat den Hut tief ins Gesicht gehabt, aber ich habe ihn doch erkannt. Die Hände sind ihm gebunden gewesen." Die Frau tat einen Aufschrei. Der Holzbauer ging weiter. — Und so ist anstatt des Christkindes der Jammer ins Waldhaus eingekehrt.

Die kleine Magdalene blickte verwundert auf, als die Mutter zu ihr sagte: „Geh schlafen jetzt!" — War denn nicht Christabend? Immer wieder fragte sie nach dem Vater. „Sei still!", gab die Mutter kurz zur Antwort und hielt mit Mühe das Weinen zurück; dann setzte sie weicher hinzu: „Der Vater sucht das Christkind und hat sich im Wald verirrt." „Er wird es finden", meinte Magdalenchen, „das Christkind hat ja eine leuchtende Brust und Aug-

lein wie Karfunkelsteine." „Freilich", sagte die Mutter kurz. Tiefer und tiefer gingen die Stunden in die Nacht hinein. Draußen rauschte der Wind und der Regen. Im weiten Lande ist Glanz und Freude in dieser heiligen Nacht. Die Frau des Lenz zündete eine rote Kerze an. Mehrmals hatte die Kerze schon geleuchtet — es war ein trüber Glanz. Als der Vater des Lenz gestorben war, hatte sie auch gebrannt; auch dann brannte sie, als in einer wilden Gewitternacht die Lawine vom nahen Berge niederfuhr und das große Wasser gegen das Haus tobte. Die rote Kerze sollte dereinst brennen, wenn nach diesem mühevollen Leben der Lenz und seine Frau das Auge schließen müssen im Waldhause. — Es war die Sterbekerze. —



Und jetzt, da des Hauses ältester Bewohner, der ehrliche Ruf, gestorben war, jetzt brannte sie wieder. Die Mutter kniete vor dem Lichte nieder und betete zum Jesuskinde. Sie betete nicht in wilder Leidenschaft, sondern mit Ergebung: „Ich lege, du heiliges Kind, mein Anliegen in deine Hände. Böses kann er nicht getan haben; es ist ja meine tägliche Bitt', daß ihn sein Schutzengel nicht sollt' verlassen. Armut und Sorge, o Gott, wie gern ertrag' ich's, nur nicht Schand und Schmach!" — „Jetzt sind sie draußen", sagte Magdalene plötzlich. Und wahrhaftig es war ein Pochen an der Tür. Sogleich erfaßte die Frau die Kerze und eilte zu öffnen.

Ein fremder Knabe stand vor ihr, ein seltsamer Knabe; die Locken voll Regentropfen, die großen Augen voll Wasser und die Kleider ganz naß. Vor Kälte zitterte er und bat um Obdach. „Ist denn kein Mensch mit dir?", rief die Frau. „Bist du allein? So komm nur!" Sie trocknete seine Augen, da glänzten sie wie Karfunkel. „Du liebes Christkind", lispelte klein Magdalenchen, „da setz' dich erst zum Herdfeuer und wärme dich." Und immer wieder fragte die Frau, woher er käme, wer er wäre. Sie faltete dabei ihre Hände. „Ich bin Theobald Gallheim", antwortete endlich der Knabe. „Ich bin ausgeritten; da sind Wildhühner geflogen, das Pferd ist scheu geworden und hat mich abgeworfen. Ich bin herumgegangen, bis es finster geworden ist. Dann ist der Wind gekommen und Regen und ich habe nichts mehr gehört und gesehen und bin gefallen. Hierauf bin ich doch wieder weitergegangen und dann habe ich das Licht gesehen. Laßt mich in eurem Hause und tut mir nichts Böses. Mein Vater wird schon kommen!" Das Fieber schüttelte ihn, als er das sprach.

Die Pechnerin zog ihm die nassen Kleider aus, wickelte ihn in Decken, brachte ihm dann eine warme Suppe und führte selbst den Löffel ihm zum Munde. Das Magdalenchen schlich um den Knaben herum, schaute seine zarten Locken, seine jetzt frischen Wangen und glänzenden Augen an. Sie flüsterte: „Du armes Christkind, so ist es doch richtig wahr, daß du so viel leiden mußt!" Die Frau trug nun den Rest Decken und Kissen zusammen und baute für den Kleinen in der Nähe vom Herdfeuer ein Lager. Theobald legte sich hin und schloß bald die Augen. Der armen Frau war es leichter ums Herzen geworden. Ihr war der Knabe, welcher in der Christnacht hilflos zu ihr gekommen, ein gutes Vorbedeuten. Das kleine Magdalenchen, das garnicht schlafen wollte, zerstreute sie mit etlichen jener alten Weihnachtslieder, die so reich an Gemüt und Humor sind. Und das eine vom „Häuserl im Dörferl" mußte sie wiederholen:

„Ach wie friert das göttlich Kind,
wie geht nicht aus noch ein der Wind —
es liegt auf Heu und Stroh.
Ei, wenn ich nur das Häuserl hätt',
das dort unt' im Dörferl steht,

wie wär' ich froh!
Ich nähm' die Mutter mit dem Kind,
tät's führen in mein Häuserl geschwind."
Dabei unterbrach sich die Sängerin und horchte auf den Atem des Schlummernden; und das Magdalenchen saß daneben und faltete die kleinen Händchen.



IV

Gellender Waldhornschall schlug an die Wände der Hütte. Der Frau blieb der Ton in der Kehle stecken. Draußen gingen schwere Schritte, die Tür ging auf, über und über nasse Männer traten ein, neben ihnen eine vornehme Frau. Die Lenzin tat einen flehenden Blick auf die Eintretenden, legte den Finger auf den Mund und wies auf den schlafenden Knaben. Kaum aber erblickte diesen die eintretende Frau, als sie mit einem Freudenschrei auf den Schläfer zustürzte. Der Knabe fuhr empor und blickte um sich. Und als er in dieser düsteren Hütte sich und seine Mutter sah, da zuckten seine roten Lippen. Sogleich wurde auf dem Schollberge ein großes Feuer angezündet; hoch empor und weithin durchdrang der Schein die Nebel. Gallheim, der reiche Mann, hatte wohl in seinem Leben einen so glücklichen, herrlichen Christbaum nicht gesehen, als diese Feuersäule war, die ihm verkündete, daß sein Kind lebe. „Er ist gefunden!"

So kamen sie nun alle hier zusammen, und noch nie hatte das kleine Haus im Walde so viele und so fröhliche Gäste gesehen als in dieser Nacht. Dem reichen Manne barst schier das Herz. Da sah er seinen Sohn so liebevoll gehalten von der Familie dessen, den er heute — — er dachte es nicht aus. Den schnellsten Reiter sandte er nach dem Herrenhause, um die eiserne Tür zu öffnen. Sie waren noch alle beisammen, als der Lenz in einem vornehmen Wagen, gespannt mit zwei Rappen, angefahren kam. Zur Stunde ging schon der Morgen auf. „Lenz, ich habe dir unrecht getan!", sagte Gallheim in tiefem Ernste zum Pecher. „Hier sehe ich deine Frau, dein Kind, denen du das Christbäumchen hast aufstellen wollen. Verzeih mir! Verzeiht mir alle drei! Ich will es gutzumachen trachten."

Er sprach dem Pecher die Meierstelle im großen Felberhofe zu. Der Lenz war wortkarg. Der Felberhof wäre ihm zu groß. „Zu groß!", lachten die Leute, „das sollte ein Mann, wie Ihr seid, niemals sagen. Manch anderer wäre froh, könnte er seine Familie ohne Sorgen ernähren und vorwärtsbringen." — Mag nicht fort von da", sagte der Lenz tonlos, „wollt mir lieber das Pechhacken wieder erlauben." — „Das Pechhacken, Lenz, das tut euch schlecht und den Bäumen nicht gut", versetzte Gallheim. „Aber die Försterstelle wird frei, und zu Christbäumen für eure Nachkommenschaft sind von heute an dreißig Joch Waldgrund euer eigen. Dann, Lenz, wollen wir wieder gut sein." — „Ich bin nicht böse", sagte der Lenz, „ich wollt den Herrn nur gebeten haben, daß er's hier vor meinem Weibe und vor meinem Kinde laut tät sagen, daß ich nicht schuldigerweis' eingesperrt worden bin." Gallheim faßte mit beiden Händen des anderen Rechte und rief: „Lenz, ihr seid ein braver Mann!" — Und so ist Gott durch den Wald gegangen, und so ist das Christkind doch noch in die Hütte der Lenzleute gekommen.



Weihnachtssegnen

vom Schriftleiter

„Was man zur Zeit der Metten in der Heiligen Nacht segnet, das bleibt gesegnet", sagen die Alten. Und sie segnen Kind und Haus, Land und Vieh, Brot und Stroh, ja selbst das alte Hauskreuz und das Muttergottesbild an der Wand der guten Stube.

Weihnachten ist die Zeit des Segnens, und Weihnachten ist die Zeit, in der wir das Segnen wieder lernen sollen. Viele Gebräuche der Altväterzeit sind uns verloren gegangen. Das Leben ändert sich eben, und neue Lebenssitten schaffen neue Gebräuche.

Das Segnen ist aber nicht nur ein Gebrauch aus Altväterzeit. Ein Gebrauch, der heute so überflüssig wäre wie die vielen alten Hochzeitsgebräuche überflüssig sind. Es ist da einer, der größtes Interesse an der Abschaffung des Segnens hat, und das ist Satan. Er kann wirklich zufrieden mit seinem Werke sein. Die Leute segnen nicht mehr. Wohl kommt es noch vor, daß Vater und Mutter ihrem Kinde am Hochzeitstage den Elternsegen erteilen — aber, daß man seine Kinder regelmäßig segnet, daß man Segen ausspricht über den Feldern und Ernten des Nachbarn und sogar des Feindes, daß man neue Häuser, Ställe, Scheunen, Tagewerk, Reisen und auch Krankheit und Kreuz segnet, kommt nicht mehr vor.

Der Mensch ist kein kalter Ofen. Er ist immer warm, solange warmes Blut durch seine Adern läuft. In seiner Seele glüht immer etwas, entweder die Liebe oder das Hassen, entweder das Gute oder das Böse — entweder das Segnen oder das Fluchen und Verwünschen.

Es gab Menschengeschlechter, deren Frömmigkeit immer segnete. Es gibt Menschengeschlechter, deren Unfrömmigkeit immer flucht. Wo das eine ist, da kann das andere nicht sein. So wie heute das Segnen unmöglich noch bestehen kann — weil die Menschen — weil selbst die Christen — sich das Fluchen und Verwünschen zu ihrer Sprache gemacht haben.

Die Sprache ist immer Ausdruck des Geistes. Fromme Geister segnen. Geister, die im Schatten oder am Rande des Bösen stehen, segnen nicht. Sie fluchen und verwünschen.

Segnen heißt, des Himmels Wohltaten, Gedeihen und Gutes jeder Art über jemanden von Gott herabflehen.

Fluchen und Verwünschen heißt, alles Böse über jemanden vom Teufel herabzuziehen suchen.

Wie muß man manchmal erschauern, wenn man hört, was in christlichen Häusern in Gegenwart von Kindern, was unter dem Hauskreuze und dem Muttergottesbilde gesagt wird. Wie man mit dem Wagemut und der Frechheit Satans, Gottes heiligsten Namen mißbraucht. Wie der

Christ seinen Mitchristen verflucht und in seiner Wut Lästerungen gegen Gott und heilige Dinge ausspricht, die zum Himmel schreien.

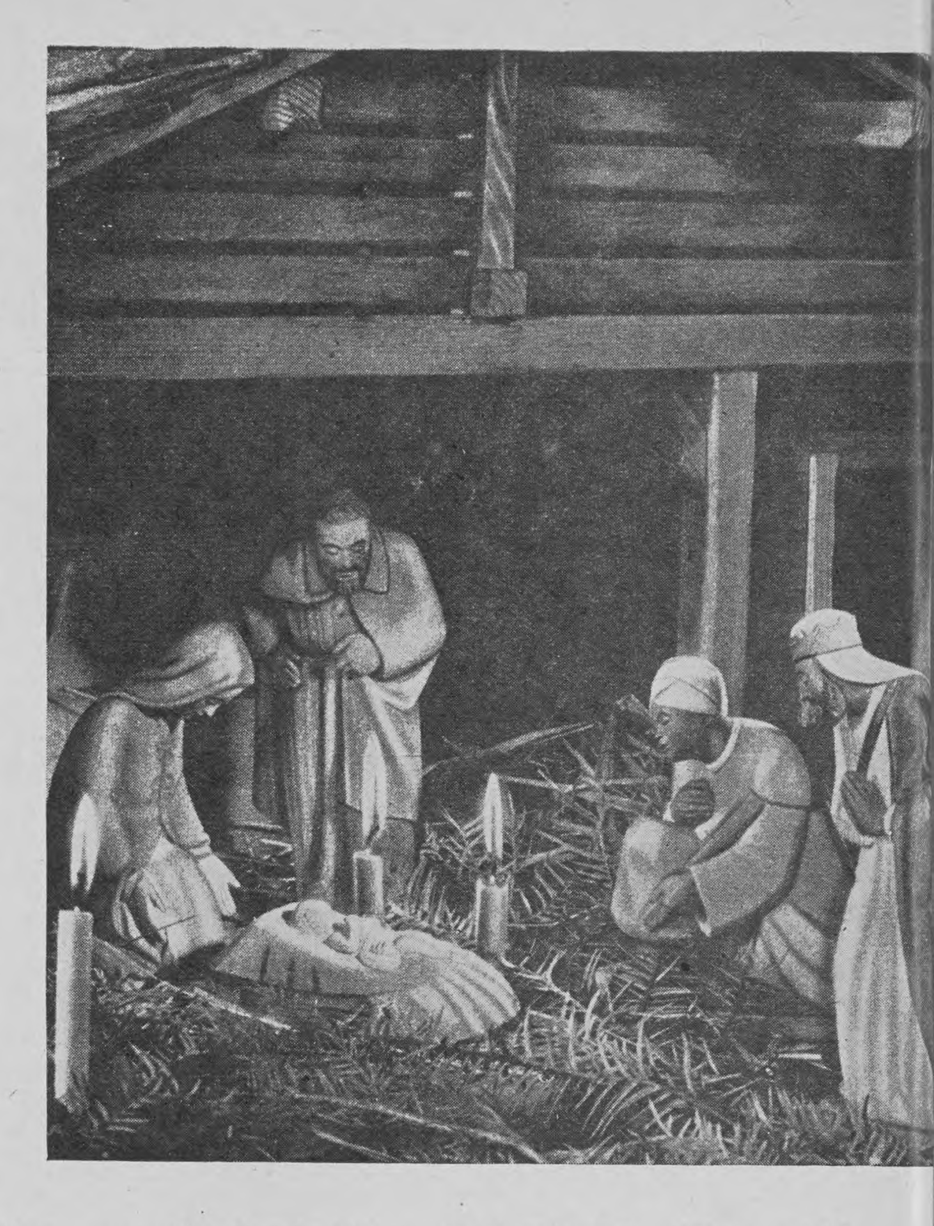
Kein Mensch kann Gott vergessen. Nicht einmal Satan kann ihn vergessen. Immer kommt den Geschöpfen des Herrn heiligster Name auf die Lippen. Der eine spricht ihn betend aus und in Liebe, der andere in Wut und in Ehrfurchtslosigkeit vor allem Göttlichen.

Gott aber nimmt Seinen heiligen Namen ernst. Er segnet den Beter, und Er flucht dem Flucher.

Den alten Juden gab Er ein Gesetz, nach dem jeder Flucher sofort angezeigt werden mußte. Flüche gegen die Obrigkeit befahl Er schwer, Flüche gegen die Eltern mit dem Tode zu bestrafen.

„Wie soll ich fluchen, dem Gott nicht flucht? Wie verwünschen, den Gott nicht verwünscht?", frägt die Heilige Bibel.

Ja, wie sollen wir fluchen, denen Gott nicht flucht? Für die Rettung eines jeden, aus Liebe zu jedem Menschen, auch zum Sünder und Bösen, wurde es vor zweitausend Jahren Heilige Weihnacht. Und Er, der damals geboren war, kam nicht zu fluchen, sondern segnend und liebend den Bösen zu retten.



Denen aber, die doch noch fluchen, sagt Gott in der Bibel — und Gottes Wort steht ewig! —:

„Er liebte den Fluch, so komme er über ihn; am Segen hat er kein Gefallen, so sei er fern von ihm. Er zog den Fluch an wie ein Kleid, der wie Wasser in sein Inneres drang, wie Öl in sein Gebein." (Ps. 108,18).

Und weiter spricht Gott ein furchtbares Wort, das gerade heute über uns zu hängen scheint:

„Wenn ihr nicht hören wollt, und nicht darauf achten, meinen Namen zu verherrlichen, spricht der Herr der Heerscharen: so will ich unter euch Armut senden, und verfluchen euren Segen, ja verfluchen will ich ihn: denn ihr habet nicht geachtet darauf." (Mal. 2,2).

In alten Zeiten glaubte man an Hexen und Zauberer. Heute lächeln wir darüber. Das Christentum sagt deutlich und klar, daß es nur zwei Arten von Geistern gibt, Gott mit Seinem himmlischen Heerscharen, und Satan mit seinem Gefolge. Beide Geisterwelten leben außerhalb unserer Welt, beide lassen aber ihre Kräfte in unserer Welt wirken.

Wir aber glauben nicht mehr so ganz richtig an Geisterkräfte, die nicht von dieser Welt sind. Nicht nur den Hexen- und Zauberglauben haben wir verworfen, wir glauben an garnichts Geistiges mehr. Weder an die geheimnisvollen Mächte des Segnens und der Gnade, noch an die zerstörenden Kräfte Satans, die durch unser Fluchen und Verwünschen Christlichkeit und gottgesegnetes Wohlergehen zerstören. Wir glau-

ben nur noch an uns selbst. Gottes Namen darf man mißbrauchen — nur unseren eigenen Namen darf man nicht antasten! Satan soll die anderen zerfressen und zerstören — es straft uns ja doch niemand, wenn wir so etwas aus ganzem Herzen wünschen.

Wer flucht, kann nicht segnen, wer segnet, kann nicht fluchen.

Was wäre wohl ein Priester, der nie segnet?

Dasselbe, was Eltern sind, die nie ihre Kinder segnen! Dasselbe, was Christen sind, die nie ihrem Nachbarn segnen, ihr Brot, ihre Arbeit, ihre Sorgen und ihr ganzes Leben segnen!

Das Segnen ist nicht eine Kraft, die nur dem geweihten Priester gegeben worden ist. Jeder Getaufte, jeder Vater, jede Mutter, jeder Fromme hat die Macht, aus der Fülle der Gottesgnade und des Gottessegens im eigenen Herzen andere zu segnen, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, an Den er glaubt, auf Den er hofft, und Den er doch lieben soll aus ganzem Herzen und aus allen seinenKräften.

Wie ein Lehrling oder Gehilfe an der Arbeit seines Meisters teilnimmt, so nimmt jeder getaufte Katholik am Priestertum seines Heilandes teil. Priester sein heißt Gnade von Gott auf die Menschen herabziehen und der Menschen Beten und Büßen zu Gott hinauftragen.

Wie der Heiland es tat, der höchste aller Priester, und wie der Heiland dieses heute immer noch tut, so soll auch der Getaufte es tun: Er soll segnen und beten, auf daß Gottes Gnade, diese größte aller göttlichen Wohltaten, sich auf alle Menschen und auf alles Irdische herabsenke.

Die Alten hatten das verstanden. Darum segneten sie, wo sie nur konnten. Sie kannten nicht nur den Elternsegen, sie kannten auch Haussegen, Morgen- und Abendsegen, Feldsegen, Feindessegen, Krankheits- und Reisesegen, Wetter- und Viehsegen.

Wo sie segneten, da fluchen wir heute — und Gott ist nicht mit uns.

Wenn wir nur wüßten, wie vieles an guten Heilskräften in unseren eigenen Händen liegt. Es gibt keine Hexen und keine Zauberer, es gibt aber einen Gott der Liebe. Und es gibt eine Kraft, die von Gott kommt und die durch die segnende Hand des Guten gleitet. Die wirklich segnet, wo der Gute segnet, und Wohltaten spendet, wo er sie von Gott herabwünscht.

Segen über Segen kam durch das Gotteskind der Heiligen Weihnacht in unsere Welt. Und wo immer dieser Segen sich niederließ, da gediehen Fruchtbarkeit und Reife. Nicht die Äcker wurden anders und auch die Früchte der Bäume änderten sich nicht. Es änderten sich aber die Menschen, und sie sahen sich umgeben von Heiligen Gottes. Mit diesen Heiligen kam es, daß die Menschen eines reinen Auges wurden und frommen und ehrlichen Sinnes. Sie fürchteten Gott in Liebe, und sie taten Gutes ihrem Nächsten. Gottes Name aber wurde allüberall verherrlicht.

Wollte dieser Segen doch wiederkommen!

Er wird nicht kommen, solange wir durch Fluchen und durch unsere Ehrfurchtslosigkeit vor dem Heiligen fortfahren, das in Heiliger Weihnacht geborene Christentum zu unterwühlen.

Die Heilige Nacht



Von Selma Lagerlöf

Es war an einem Weihnachtstag, alle waren zur Kirche gefahren, außer Großmutter und mir. Ich glaube, wir beide waren im ganzen Hause allein. Wir hatten nicht mitfahren können, weil die eine zu jung und die andere zu alt war. Und alle beide waren wir betrübt, daß wir nicht zum Mettegesang fahren und die Weihnachtslichter sehen konnten.

Aber wie wir so in unserer Einsamkeit saßen, fing Großmutter zu erzählen an.

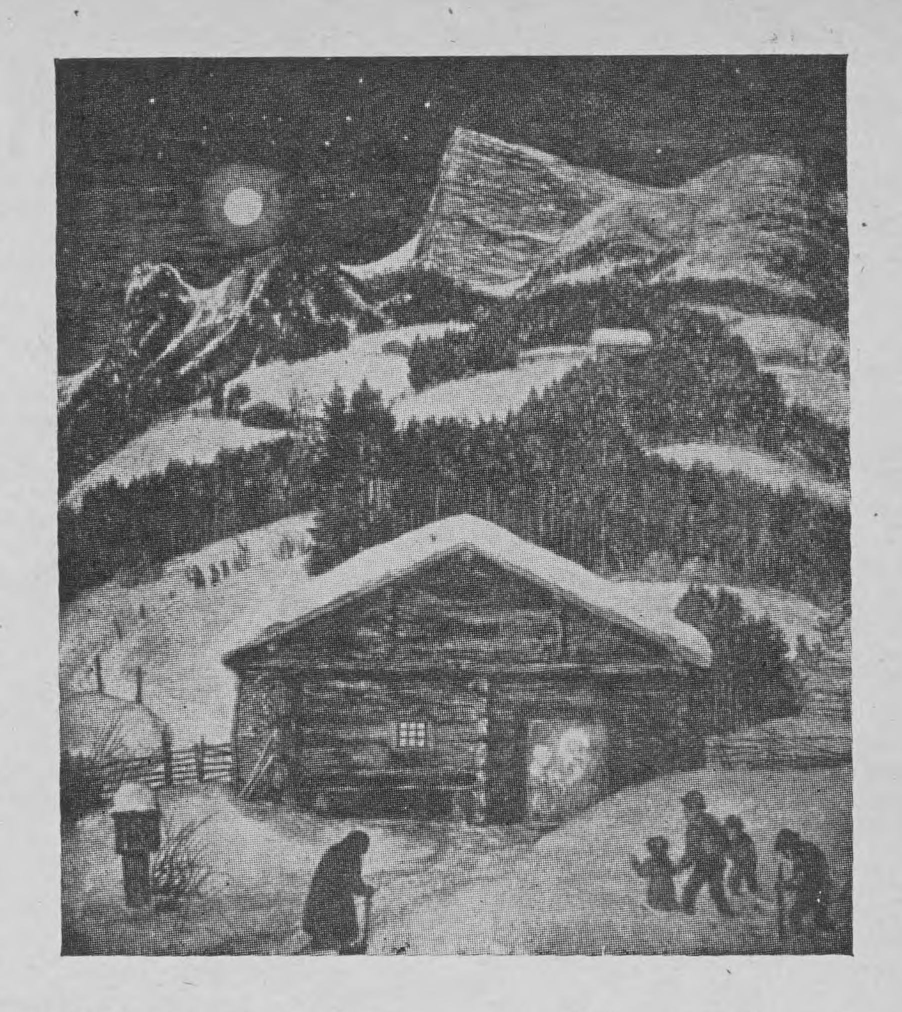
„Es war einmal ein Mann," sagte sie, „der in die dunkle Nacht hinausging, um sich Feuer zu leihen. Er ging von Haus zu Haus und klopfte an. ‚Ihr lieben Leute, helft mir!', sagte er. ‚Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer anzünden, um sie und den Kleinen zu erwärmen.'

Aber es war tiefe Nacht, so daß alle Menschen schliefen, und niemand antwortete ihm.

Der Mann ging und ging. Endlich erblickte er in weiter Ferne einen Feuerschein. Da wanderte er dieser Richtung zu und sah, daß das Feuer im Freien brannte. Eine Menge weiße Schafe lagen rings um das Feuer und schliefen,

und ein alter Hirte wachte über der Herde.

Als der Mann, der Feuer leihen wollte, zu den Schafen kam, sah er, daß drei große Hunde zu Füßen des Hirten ruhten und schliefen. Sie erwachten alle drei bei seinem Kommen und sperrten ihre weiten Rachen auf, als ob sie bellen wollten, aber man vernahm keinen Laut. Der Mann sah, daß sich die Haare auf ihrem Rücken sträubten, er sah, wie ihre scharfen Zähne funkelnd weiß im Feuerschein leuchteten, und wie sie auf ihn losstürzten. Er fühlte, daß einer von ihnen nach seinen Beinen schnappte und und nach seiner Hand und daß einer sich an seine Kehle hängte. Aber die Kinnladen und die Zähne, mit denen die Hunde beißen wollten, gehorchten ihnen nicht, und der Mann litt nicht den kleinsten Schaden.



Nun wollte der Mann weitergehen, um das zu finden, was er brauchte. Aber die Schafe lagen so dicht nebeneinander, Rücken an Rücken, daß er nicht vorwärts kommen konnte. Da stieg der Mann auf den Rücken der Tiere und wanderte über sie hin dem Feuer zu. Und keins von den Tieren wachte auf oder regte sich."

So weit hatte die Großmutter ungestört erzählen können, aber nun konnte ich es nicht lassen, sie zu unterbrechen. „Warum regten sie sich nicht, Großmutter?", fragte ich. „Das wirst du nach einem Weilchen erfahren," sagte die Großmutter und fuhr mit ihrer Geschichte fort:

„Als der Mann fast beim Feuer angelangt war, sah der Hirt auf. Es war ein alter, mürrischer Mann, der unwirsch und hart gegen alle Menschen war. Und als er einen Fremden kommen sah, griff er nach einem langen, spitzigen Stabe, den er in der Hand zu halten pflegte, wenn er seine Herde hütete, und warf ihn nach ihm. Und der Stab fuhr gerade auf den Mann los, aber ehe er ihn traf, wich er zur Seite und sauste, an ihm vorbei, weit über das Feld."

Als Großmutter soweit gekommen war, unterbrach ich sie abermals. „Großmutter, warum wollte der Stock den Mann nicht schlagen?"

Aber Großmutter ließ es sich nicht einfallen, mir zu antworten, sondern fuhr in der Erzählung fort:

„Nun kam der Mann zu dem Hirten und sagte zu ihm: ‚Guter Freund, hilf mir, und leih mir ein wenig Feuer. Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer machen, um sie und den Kleinen zu erwärmen.'

Der Hirt hätte am liebsten Nein gesagt, aber als er daran dachte, daß die Hunde dem Manne nicht hatten schaden können, daß die Schafe nicht vor ihm davongelaufen waren und daß sein Stab ihn nicht fällen wollte, da wurde ihm ein wenig bange, und er wagte es nicht, dem Fremden das abzuschlagen, was er begehrte.

‚Nimm soviel du brauchst,' sagte er zu dem Manne.

Aber das Feuer war beinahe ausgebrannt. Es waren keine Scheite und Zweige mehr übrig, sondern nur ein großer Gluthaufen, und der Fremde hatte weder Schaufel noch Eimer, worin er die roten Kohlen hätte tragen können.

Als der Hirt das sah, sagte er: ‚Nimm soviel du brauchst!' Und er freute sich, daß der Mann kein Feuer wegtragen konnte. Aber der Mann beugte sich hinunter, holte die Kohlen mit bloßen Händen aus der Asche und legte sie in seinen Mantel. Und weder versengten die Kohlen seine Hände, als er sie berührte, noch versengten sie seinen Mantel, sondern der Mann trug sie fort, als wenn es Nüsse oder Äpfel gewesen wären."

Aber hier wurde die Märchenerzählerin zum drittenmal unterbrochen.

„Großmutter, warum wollte die Kohle den Mann nicht brennen?"

„Das wirst du schon hören," sagte die Großmutter, und dann erzählte sie weiter:

„Als dieser Hirt, der ein böser, mürrischer Mann war, dies alles sah, begann er sich selbst zu wundern: ‚Was kann dies für eine Nacht sein, wo die Hunde die Schafe nicht beißen, die Schafe nicht erschrecken, die Lanze nicht tötet und das Feuer nicht brennt?' Er rief den Fremden zurück und sagte zu ihm: ‚Was ist das für eine Nacht? Und woher kommt es, daß alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?'

Da sagte der Mann: ‚Ich kann es dir nicht sagen, wenn du selber es nicht siehst.' Und er wollte seiner Wege gehen, um bald ein Feuer anzünden und Weib und Kind wärmen zu können.

Aber da dachte der Hirt, er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, bevor er erfahren hätte, was dies alles bedeute. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde daheim war.

Da sah der Hirt, daß der Mann nicht einmal eine Hütte hatte, um darin zu wohnen, sondern er hatte sein Weib und sein Kind in einer Berggrotte liegen, wo es nichts gab als nackte, kalte Steinwände.

Aber der Hirt dachte, daß das arme, unschuldige Kindlein vielleicht dort in der Grotte erfrieren würde, und obgleich er ein harter Mann war, wurde er davon doch ergriffen und beschloß, dem Kinde zu helfen. Und er löste sein Ränzel von der Schulter und nahm darauf ein weiches, weißes Schaffell hervor. Das gab er dem fremden Manne und sagte, er möge das Kind darauf betten.

Aber in demselben Augenblick, in dem er zeigte, daß auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er vorher nicht hatte sehen, und hörte, was er vorher nicht hatte hören können.



Er sah, daß rund um ihn ein dichter Kreis von kleinen, silberbeflügelten Englein stand. Und jedes von ihnen hielt ein Saitenspiel in der Hand, und alle sangen sie mit lauter Stimme, daß in dieser Nacht der Heiland geboren wäre, der die Welt von ihren Sünden erlösen solle.

Da begriff er, warum in dieser Nacht alle Dinge so froh waren, daß sie niemand etwas zu leide tun wollten.

Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, sondern er sah sie überall Sie saßen in der Grotte und sie saßen auf dem Berge, und sie flogen unter dem Himmel. Sie kamen in großen Scharen über den Weg gegangen, und wie sie vorbeikamen, blieben sie stehen und warfen einen Blick auf das Kind.

Es herrschte eitel Jubel und Freude und Singen und Spiel, und das alles sah er in der dunklen Nacht, in der er früher nichts zu gewahren vermocht hatte. Und er wurde so froh, daß seine Augen geöffnet waren, daß er auf die Knie fiel und Gott dankte."

Aber als Großmutter so weit gekommen war, seufzte sie und sagte: „Aber was der Hirt sah, das könnten wir auch sehen, denn die Engel fliegen in jeder Weihnachtsnacht unter dem Himmel, wenn wir sie nur zu gewahren vermögen."

Und dann legte Großmutter ihre Hand auf meinen Kopf und sagte: „Dies sollst du dir merken, denn es ist so wahr, wie daß ich dich sehe und du mich siehst. Nicht auf Lichter und Lampen kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern was nottut, ist, daß wir Augen haben, die Gottes Herrlichkeit sehen können.

Der Weise aus dem Walddorf

Von Schröngthamer-Heimdal.

Drei Weise kamen aus dem Morgenland hinter dem Sterne her, der ihnen den Weg zur himmlischen Wiege wies. Und sie beteten an . . . Das waren die ersten Weisen, die ich als Kind schon kannte. Und es waren wirkliche Weise, wie ich heute weiß, denn sie waren leise und suchten nicht Erdentand, sondern das Himmelshöchste, den menschgewordenen Gott, um ihn anzubeten. Ich habe später noch allerhand Weise kennengelernt, eine ganze Menge sogenannte Weltweise. Die meisten von diesen waren aber bloß Weltkluge, die durch eine Weile zu blenden wußten. Ihre Klugheit war gegen die wahre Weisheit etwa wie das Licht einer Taschenlampe zur allbelebenden Tagessonne.

Heute ist mir ein Weiser aus dem Walddorf daheim eingefallen, den ich über den Weltweisen längst vergessen hatte. Zu meiner Schande muß ich es gestehen. Denn das war ein Weiser von so hohem Rang, daß ich mich wundere, wie ich dazu kam, ihn nicht längst den Wirbeln der Vergessenheit entrissen zu haben. Es war der Häuslsepp, meiner Ahne nachgeborener Bruder.

Sein Lebenslauf ist leicht erzählt: Bauernkind, Hirtenjunge, Kleinknecht, Großknecht daheim auf dem Väterhofe bis zu den Tagen der Gebrechlichkeit. Dann kam er ans Gnadenbrot ins Auszugshaus, weshalb wir Kinder ihn nur den Häuslsepp nannten. Da es ihm im Auszugsstübchen wohl zu langweilig war, saß er immer auf der Herdbank in unserer Stube und stieß mit seinem steifen Fuß die Kinderwiege, daß sie hin- und herschaukelte. Sein großes blaues Schnupftuch, das ihm aus der Zwilchjacke hing, pendelte mit dem Wiegentakt. So weiß ich den Unberühmten, Vergessenen. Und ich erinnere mich der großen Leere, die ich empfand, als der Häuslsepp nicht mehr auf seinem Ofenplatz zu sehen war. Eine Kindsmagd ersetzte die Stelle des Heimgegangenen . . .

Was aber ist es mit der Weisheit des Häuslsepp?

Wenn wir Kinder morgens aus den Schlafräumen in die Stube kamen, saß der Häuslsepp schon an seinem gewohnten Platz, stieß die Wiege, darin das Jüngste lag, und ließ das blaue Schnupftuch baumeln. Und wenn wir uns zutunlich um ihn drängten, war sein Morgengruß an uns Tag für Tag: „Brav, brav! Hab schon gebetet für euch . . .“ Wenn der Leichenbitter, der Metzger, der Kaminkehrer, der Hochzeitlader, der Gemeindediener oder sonst jemand in die Stube kam, war des Häuslseppen steter Gruß: „Hab schon gebetet für dich! . . .“ Auch wenn es widerwärtige und selbst feindselige Leute waren wie Bettler, Schnapsbrüder, Vagabunden und Gerichtsboten, der Häuslsepp hatte für jeden den gleichen Willkommen: „Hab schon gebetet für dich . . .“

Ich kann mir nicht vorstellen, für wen der Häuslsepp nicht gebetet hätte. Seinem zuvorkommenden Gebete war keiner zu heilig. Er betete für Kaiser und Papst, für Minister und Bischöfe, für Offiziere und Amtleute, für Großbauern und Armenhäusler, für Handwerker und Holzknechte, für Wildschützen und Botenweiber. Sein Gesicht umspannte wie der blaue Himmelsbogen die ganze Menschheit, Gute und Böse, Christen und Heiden, Ehrliche und Lumpen, Alte und Junge, Deutsche und Franzosen, Chinesen und Botokuden, Lastträger und Leichtsinnige. Und was das Schönste war, er hatte für jeden und jede, die mit ihm in Berührung kamen, immer schon im voraus gebetet, nicht erst hinterdrein, wenn es vielleicht schon zu spät war.

Was sagt man also zur Weisheit des Walddörflers, des heiligen Häuslsepp?

Es ist die höchste Weisheit, die ich mir denken kann, für jemand beten, für alle beten, für Freund und Feind, für die ganze Menschheit — für alle und alle schon im voraus gebetet haben. . . .

„Hab schon gebetet schon für dich . . .“

Es ist die Weisheit, die entwaffnet, die jedem Stachel die Spitze abbiegt, die Frieden bringt, die Berge versetzt, die Täler einebnet, die die Welt in einen Garten Gottes verwandelt, wenn — ja wenn jeder Mensch ein Häuslsepp wäre.

Diese Weisheit ist ganz aus dem Herzen Gottes

gewachsen, ganz aus dem heiligen Geiste geboren und zuckt wie weiland die Flammenzungen über die Menschheit hin, Herzen suchend, die sie ergreifen und entzünden möchte: „Bruder Mensch, hab schon gebetet für dich . . .“

Die unbewußte Weisheit des Häuslsepp hat die Kraft in sich, die Welt so zu wandeln, wie es alle Guten wünschen, wie es Gott selber will.

Es ist die Weisheit von Bethlehem, es ist die Weisheit Golgothas, es ist die Weisheit des Ostermorgens, es ist die Weisheit der Pfingstflammen.

Diese Weisheit könnte und möchte das Antlitz der Erde erneuern.

Wie — wenn hadernde Eheleute sich den Morgengruß des Häuslsepp sagten: „Hab schon gebetet für dich . . .?“

Wie — wenn Prozeßgegner, bevor sie zu den Anwälten laufen, sich die ehrliche Versicherung gäben: „Bruder Gegner, hab schon gebetet für dich . . .?“

Wie — wenn ein Beleidiger, ein Verleumder, ein Ehrabschneider dem Geschädigten die Hand zum Gruß böte: „Verzeih mir, ich will alles gut machen. Und — ich hab schon gebetet für dich . . .?“

Wie — wenn Staatsmänner, Kriegsherren, Parteigewaltige sich zusammentäten und jeder von ihnen bekennen würde: „Mit Haß geht es nicht weiter. Laßt uns in Liebe walten. Und sieh, Bruder Feind, ich hab schon gebetet für dich . . .?“

Wie — wenn Deutsche und Franzosen, wenn Volk zu Volk sich über den Rhein hin die Hände reichten: „Ach, hätten wir's doch schon 1914 getan! Bruder Deutscher, BruderFranzmann, ich hab schon gebetet für dich. . .?“

Das Sätzlein des Weisen aus dem Walddorf entwaffnet alle Welt. Was keine Konferenz, kein Schiedsgericht, kein Völkerbund vermag, der arme Häuslsepp könnte es mit seinem kurzen Gesetzlein: „Hab schon gebetet für dich . . .“

Wie tief enthüllt das Wort alle Aufgeblasenheit, allen Standesdünkel, allen Machtkitzel, alle Armseligkeit, alle Hilfsbedürftigkeit der Weltmenschen und Gewalthaber.

Wenn die Weisheit des Walddörflers zur Macht käme auf Erden, würden die Weltreiche wie Seifenblasen zerplatzen, würde ein einziges Friedensreich Gottes, würdig des menschlichen Namens.

Böses könnte nicht mehr aufkommen, es würde im Keime erstickt. Aber das Gute würde in Herrlichkeit erstehen und seine Fülle würde erquicken und beglücken von Mensch zu Mensch, von Land zu Land, von Volk zu Volk. Himmelsluft würden wir atmen, und das Leben wäre erst lebenswert, wenn es aus der Weisheit des Häuslsepp gelebt würde, ein Leben so unvorstellbar schön und beseligend, daß uns, glaube ich, die himmlischen Heerscharen darum beneiden würden, wenn Neid im Himmel eine Stätte hätte.

Drum sei die Weisheit des armen, unberührten, vergessenen Häuslsepp aller Welt kund getan, auf daß sein Gruß die große Wandlung wirke: „Hab schon gebetet für dich . . . .“

Weihnacht

Ein Kind so klein, ein Gott so groß,
Auf hartem Stroh, in einem Stall,
In kalter Nacht ganz arm und bloß —
In seiner Hand das Weltenall.

In seiner Hand dein zagend Herz
Und aller Menschen Ewigkeit,
Zu suchen sie in Not und Schmerz,
Als Opferlamm für sie bereit.

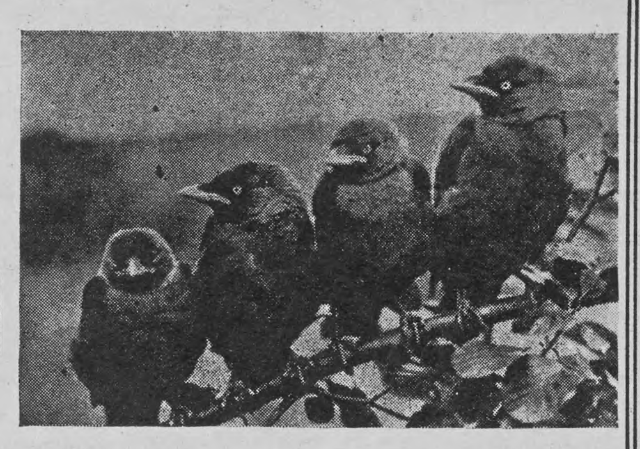
Die Engel machten Hirten kund,
Daß Friede Adams Kindern sei,
Die guten Willens sind zur Stund,
Und daß der Hölle Macht vorbei.

Wer gläubig heut dies Wunder sah,
Das Kindlein in der Jungfrau Schoß,
Der jubelt froh ein Gloria,
Weil Gnade ihm vom Himmel floß.

L. Arthofer

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

Fortsetzung

Lange Stunde saß Frau Maria Rosa in jener Nacht auf dem Stuhle in der kalten Küche. Als sie zur schmerzhaften Mutter beten wollte, kam es ihr plötzlich in den Sinn: „Aus Schmerzen werden jene Freuden geboren, die von der Erde bis zum Himmel reichen und durch alle Ewigkeit."

Beim Manuel Pedro war es still. Franz, Jacinta und alle übrigen Brüder und Schwestern beteten mit Vater und Mutter den Abendrosenkranz. Manuel Pedro erlaubte nicht, daß über den morgigen Tag gesprochen werde. Fromm gab er seinen Kindern den Nachtsegen und schickte sie ins Bett.

Mutter Olympia legte Franz und Jacintas Kleider zurecht. Manuel Pedro sah eine Träne aus den Augen seines Weibes auf die Kleider fallen. Ernst und versorgt schaute er einen kurzen Augenblick vor sich hin. Dann meinte er still: „Komm, Mutter, wir gehen auch schlafen."

Eine schlimme Nacht folgte. Wie aus allen Höllen geboren, heulte der Wind durch Fatimas Straßen und tobte um seine Häuser. Viel Schlaf gab es nicht. Es wachten der Pfarrer, der hochwürdige Herr Erzpriester Faustino und der fromme Pater Cruz, es wachten Väter und Mütter, es wachten Luzia, Franz und Gute und Sünder. Alte Großmütter beteten bis in den frühen Morgen alles, was sie beten konnten, und erschrockene Kinder lagen schlaflos in ihren Betten.

Nur Jacinta schlief. Auch der hochwürdige Herr Lukas und der stille Pfarrer Capelinha.

Der große Tag war da. Schwere Wolken lagen über Fatima. Wilder denn am Vorabend trieb der Sturm die naßen Blätter der Espern und Pappeln vor sich her. Dichter Nebel hatte sich über das Land gesenkt, und durch den Nebel sickerte feiner, kalter Regen.

Um fünf Uhr morgens umstanden betende Pilgerscharen das Haus des Manuel Pedro. Ganz nahe an der Tür sah man drei Priester, die sich mit halblauter Stimme unterhielten. Wie allen anderen, so klebte auch ihnen der Straßenschmutz an den nassen Schuhen und Beinkleidern.

Als Manuel Pedro vor sechs Uhr sein Haus öffnete, entstand unter den Harrenden ein wildes Gedränge. Jeder wollte in Haus. Keiner bat um Einlaß, jeder wollte einfach hinein.

Erschrocken suchte Mutter Olimpia aus der Küche zu flüchten. Es half jedoch nicht viel. Die Leute drangen ihr bis in die Stube nach und zeigten keine Absicht, selbst vor dem Schlafzimmer der Kinder halt zu machen. Da richtete sich die sonst so stille Mutter Olympia auf:

„Ins Schlafzimmer geht mir niemand. Die Kleinen brauchen Ruhe. Wie sollen sie bei diesem Lärme schlafen?"

Die Pilger blieben stehen und suchten sich gegen die ihnen Nachdrängenden zu stemmen. Dicht vor Mutter Olimpia, zwischen zwei Priestern, stand eine reich gekleidete ältere Dame. Sie drückte der Mutter Olimpia ein Packet in die Hände und sprach:

„Nehmt das, gute Frau. Es sind Kleider für die Mädchen."

Mutter Olimpia war noch immer erregt:

„Meine Kinder haben Kleider. Wir sind keine

Bettler. Gebt uns nur Ruhe und laßt die Kinder schlafen."

„Frau," sprach da einer der Priester, „Ihr dürft nicht so scharf werden. Diese Dame hier ist Baronessin von Almeirin. Sie will euren Kindern Gutes tun."

Mutter Olimpia hatte ihre Antwort bereits auf den Lippen, als sie Tränen in den Augen der feinen Dame sah. Fromm sah sie aus, die Baronessin, so fein, so reich, und so demütig. Mutter Olimpia sprach fast scheu: „Danke vielmals. Ich weiß nicht, ob wir es gebrauchen können." Mit diesen Worten reichte sie der Baronessin das Packet zurück.

„Darf ich bleiben?", fragte Baronessin von Almeirin.

Mutter Olimpia nickte.

Da begann das Gedränge plötzlich wieder. Man schob und drängte nun selbst Mutter Olimpia gegen die Tür zum Schlafzimmer. Laut rief sie:

„Manuel Pedro, wo bist du? Mache Ordnung. Sage den Leuten, sie sollen das Haus verlassen. Können die Kinder denn keine Ruhe haben?"

„Mehr als ein volles Haus können wir doch nicht halten, Mutter", rief Manuel Pedro da aus irgendeiner Ecke seinem Weibe zu. „Mehr können jetzt nicht mehr herein!"

Die Fremden schienen jetzt aber doch ein wenig zur Vernunft zu kommen. Männer und Frauen begannen sich hinauszudrängen.

Als Küche und Stube etwas leerer waren und Mutter Olimpia den schmutzigen, nassen Fußboden sah, griff sie sich an den Kopf. Da legte Baronessin von Almeirin ihren Arm um die erregte Frau und sagte: „Ich werde helfen."

Manuel Pedro rieb sich unschlüssig das Kinn, als er die immer noch vielen Leute in seinem Häuselchen sah. Die Pilger nahmen jeden Stuhl, jede Bank, ja selbst das große Bett in der Stube ein. Wer keinen Sitzplatz finden konnte, ließ sich einfach auf den Fußboden nieder.

Und überall dieser Schmutz von den Stiefeln, Röcken und Hosen. Und das viele Wasser, das den Leuten aus den Kleidern tropfte.

„Manuel Pedro", flüsterte da ein Nachbar, „laßt Euch warnen und geht nicht mit den Kindern. Den Kindern wird man nichts tun. Ihr aber seid der Vater, Ihr seid verantwortlich für Eure Kinder. Man wird Euch schlagen, man wird Euch zertreten. D'Oliveira hat seine Leute draußen."

Manuel Pedro zuckte nur leicht zusammen. Sein Gesicht war ganz bleich, als er antwortete:

„Nachbar, ich bleibe bei meinen Kindern. Schreckt mir nicht mein Weib."

Mutter Maria Rosa hatte inzwischen andere Sorgen. Ihr Haus war bis jetzt noch von keinen Fremden geplagt. Wo aber steckte Antonio? Wo war der Hausvater? In dunkelster Morgenfrühe hatte er das Haus verlassen. Kein Wort hatte er gesagt. Hatte sich nur angekleidet und war gegangen.

Draußen auf der Straße wurde es immer lebendiger. Die Pilger waren die ganze Nacht hindurch dahergezogen gekommen. Mutter Maria Rosa hatte ihr Beten und ihr Singen gehört.

Es war bereits nach sieben Uhr. Immer mehr Pilger schritten durch den naßkalten Regen dem Irenentale zu. Ochsenkarren, Pferdegespanne, Reitpferde und Reitesel, manche beladen mit Blumen und Glöcklein und lauten jungen Leuten, schoben sich langsam durch den Schlamm des aufgeweichten Weges und durch die wandelnden Menschen. Und dazwischen ertönte nervöses Gehupe der Autos der Städter. Am schlimmsten hatten es die Fahrredler. Sie mußten ihre Fahrräder einfach vor sich herschieben.

Je lauter es auf den Straßen zuging, um so erregter wurde Mutter Maria Rosa. Sie sprach ihre Luzia kaum an. Sie rannte nur ziellos hin und her und warnte und ermutigte, jammerte und betete laut vor sich hin.

Gegen acht Uhr kamen auch ihr die Pilger ins Haus. Luzia suchte sich vor ihnen zurückzuziehen. Mutter Maria Rosa rief nach ihrem Mann Antonio. Der war aber nicht da. Erst gegen zehn Uhr, als es draußen wieder kalt und schneidend zu regnen begann, stand er plötzlich mitten in der Küche. Maria Rosa sah ihn nicht sofort. Es waren ja so viele Leute im Hause, feine Leute und arme Leute, Menschen mit frommen und Menschen mit wilden Gesichtern, daß Maria Rosa nicht einmal von einer Tür zur anderen schauen konnte. Als sie endlich ihren Mann erblickte, jammerte sie ihm laut zu:

„Antonio, heute sterben wir alle!"

Antonio lächelte ihr verschmitzt zu:

„Sterben wird keiner, Mutter. Und falls es doch ans Sterben gehen sollte, dann gehen wir alle zu- Irenental. Aber keine Angst, Weib. Sterben wird sammen unter. Du und ich gehen mit Luzia ins niemand. Dafür ist gesorgt."

Frau Maria Rosa schaute trotz aller Plagen fragend auf ihren Mann. Sie kannte ihren Antonio.

Wenn er so lächelte, dann war irgendwo irgendetwas nicht richtig. Antonio hatte zusammen mit seinen Freuden schon allerhand Gerissenes angestellt. Und Mutter Maria Rosa hatte ihm ihr ganzes Eheleben lang jede Woche wenigstens einmal sagen müssen: „Sorgen muß ich mich um dich mehr als um die Kinder."

Antonio war heute besonders gut gelaunt. Die vielen Fremden in seinem Hause schienen ihn garnicht zu stören. Laut sich die Hände reibend rief er durch die Küche: „Keine Sorge, Mutter. Gib mir meinen guten Anzug. Dann gehen wir."

Herr Markus hatte heute nicht so viel Beichten in seiner Kirche wie gestern. Die Pilger kamen in Mengen zur heiligen Kommunion. Sie hatten in ihrer Heimatspfarrei gebeichtet.

Kurz vor zehn Uhr saßen Herr Markus und der hochwürdige Herr Erzpriester Faustino im Studierstübchen des Pfarrhauses. Mit ihnen war Rosa.

Herr Markus war viel zu aufgeregt, um sich gerade jetzt in längere Gespräche mit Pfarrkindern einzulassen. Was Rosa ihm zu sagen hatte, interessierte ihn aber doch.

„Gestern Abend war der Ludwig hier, Herr Pfarrer", erzählte Rosa, „er war bei mir gewesen. Mit zwei Autos kam er von Ourem, und mit ihm waren wenigstens zehn Männer gewesen. Herr Pfarrer, die haben etwas im Sinne. Passen Sie auf. Lassen Sie die Kinder bewachen. Gehen Sie nicht ins Irenental."

„Was hat der Ludwig denn gesagt?", wollte Herr Markus wissen.

„Er hat mir gesagt, nicht ins Irenental zu gehen. Ich soll ihn heute Abend auf den Landstraße nach Ourem treffen, bei der alten Mühle. Ich gehe aber nicht, Herr Pfarrer. Ich werde nicht gehen. Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen, was der Ludwig gesagt hat und wer mit ihm war."

Herr Markus erhob sich und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. Wieviele von diesen Mengen von Menschen, die da immer noch durch Fatima zogen, wieviele von ihnen waren Gottespilger und wieviele waren Gottesfeinde? Wieviele kamen um zu beten und wieviele kamen um Unruhen zu stiften?

Da sprach der Herr Faustino:

„Ich denke, wir sollten uns nicht zu viel sorgen. Kommt die Gottesmutter, dann kann kein Mensch es ändern. Kommt sie nicht, dann wird uns Gott die viele Frömmigkeit belohnen, die heute hier in Fatima ist. Es wacht noch ein Gott über uns, Herr Markus. Und der ist stärker als alle Menschen zusammen."

Herr Markus wandte sich dem Erzpriester zu:

„Sie haben recht, Herr Erzpriester. Wir können nichts machen. Nichts können wir tun, als uns Gott anzuvertrauen. Gehe ins Irenental, Rosa", sprach er dem Mädchen zu, „und danke auch für dein Kommen. Behüte dich Gott."

Nachdem Rosa gegangen war, gingen Herr Markus und Herr Faustino ins Wohnzimmer hinüber, wo Herr Cruz und Herr Calinha sich mit den vielen Priestern und Ordensleuten unterhielten, die von weit und breit nach Fatima gekommen waren. Der hochwürdige Herr Lukas kam gerade von draußen herein. Mit hochrotem Gesicht, unruhigen Beinen und weitausholenden Gesten berichtete er laut in die versammelte Geistlichkeit hinein:

„Senhora Maria Lisboa war da, die Opernsängerin und Sünderin. Der habe ich gesagt, was sich gehört. Meine Herrn, keinen Glauben hat das Mädchen, keinen Glauben. Und dabei ist sie kein Mädchen mehr. Die ganze Welt weiß doch, daß sie verheiratet und von ihrem Mann geschieden ist. Ist das noch katholisch? An keine heilige Messe glaubt sie mehr. Sie ist mit ihrem Auto ins Irenental gefahren. Sie will den Aberglauben sehen. Aberglauben, hat sie gesagt. Ich habe sie gefragt, ob denn der Heiland auch etwas Abergläubisches sei. Und von der stigmatisierten Frau in meiner Nachbarsgemeinde habe ich ihr auch erzählt. Sie ist aber verblendet. Blind wie ein Atheist."

„Wie sie, sind viele andere heute hier", meinte Herr Markus darauf.

Es war bereits nach zehn Uhr. Luzia kam, begleitet von ihren Eltern und vielen Pilgern, ins Haus des Manuel Pedro. Jacinta stand gerade vor Baronessin von Almeirin, die dem Kind ein Kränzlein künstlicher Blumen ins Haar nestelte. Franz schaute ihr still zu.

„Mein Auto ist draußen", sprach die Baronessin zur Mutter Olimpia. „Ich werde sie alle ins Irenental nehmen."

„Wir gehen lieber zu Fuß", bestimmte Manuel Pedro.

Maria Rosa machte ein großes Kreuzzeichen über Luzia, Jacinta und Franz, dann gingen sie. Freudig strahlend waren die Gesichter der Kleinen. Auch der Luzia hatte Baronessin von Almeirin ein Blumenkränzlein ins Haar gelegt.

Als die Kinder aus dem Haus ins Freie traten, fiel ihnen der Mut. Von allen Seiten drängten sich die Leute auf sie zu. Man griff nach ihren Händen, man zog und zerrte sie und schrie ihnen zu. Da traten zwei Männer vor die Kinder, zwei städtisch Gekleidete, und machten ihnen Weg. Die Kinder hielten sich dicht beieinander. Jacinta schaute sich um und suchte nach Vater und Mutter. Die waren aber nicht in der Nähe. Die Menschenmenge hatte sie einfach fortgedrängt.

Langsam ging es dem Irenentale zu. Den ganzen Weg entlang knieten die Menschen auf beiden Seiten des Weges. Sie ließen die Kinder durch ihre Mitte schreiten. Jacinta staunte über die vielen Seeleute und Fischer, die da so still im peitschenden Regen auf die Kleinen schauten, viele mit entblößten Häuptern. Das Mädchen hatte viele Geschichten über die wilden Seeleute gehört. Diese hier schienen aber garnicht schlimm zu sein.

Wo der Weg von der Haupstraße ins kleine Irenental abbiegt, wurde es den Kleinen nicht leicht. Man wollte die Kinder einfach nicht durchlassen. Menschen über Menschen — es waren über sechzigtausend Männer und Frauen an jenem 13. Oktober 1917 in Fatima — füllten die ganze Gegend, alles schaute auf die Kinder, alles griff nach ihnen und rief ihnen zu. Ehe sie so recht wußten was mit ihnen geschah, hatten die Kleinen sich in einem drängenden Menschenhaufen verloren. Hin und her wurden sie gezerrt und gestoßen. Sie konnten keinen Schritt mehr machen. Da begann Jacinta in großer Angst laut aufzuweinen. Sie rief nach Vater und Mutter und auch nach Jose.

Ein großer Mann in Chauffeurkleidung griff nach Jacinta und hob das Mädchen auf seine breite Schulter. Mächtig brüllte er in die Menge hinein, und mächtiger noch stieß er mit Arm und Knie um sich herum.

Franz faßte schnell der Luzia Hand und verkrallte sich in den Gurt des graublauen Chauffeurmantels. Und er ließ nicht mehr los, bis er ganz vor dem Stümpflein des Eichbaumes stand, über dem das große Wunder stattfinden sollte.

Sehr wenig Raum gab es dort. Gerade genug für die drei Kinder, sich in die Knie zu lassen. Als Jacinta sich ängstlich umzuschauen begann, sah sie ihren Vater gleich hinter ihr knien. Die Mutter war auf der anderen Seite des Eichbaumstümpfleins, und in ihrer Nähe knieten die Eltern Luzias.

Neben Franz knieten zwei Priester.

Herr Markus war zu selben Zeit auch auf dem Wege. Fünf Kutschen waren vom Pfarrhause abgefahren. Darin saßen auf jedem Kutscherbock drei kraftige Fatimabauern, die zum eventuellen Schutz der Priester feste Handstöcke mit sich hatten und todernste Mienen trugen, auf den Hintersitzen saßen, dicht nebeneinandergepreßt, die Pfarrherrn und ein paar Klosterpatres.

Man hatte sich entschlossen, der vielen Menschen wegen weit hinaus im Bogen ins Land zu fahren, um von der Fatima entgegengelegenen Seite ins Irenental zu kommen.

Der aufgeweichten Straßen wegen kam man nur langsam voran. Überall war es still. Man traf fast keine Menschen. Unter den aufgespannten Regenschirmen schauten die Priester vorsichtig den Weg entlang. Man konnte ja nicht wissen, was geschehen könne.

Da hielt die erste Kutsche plötzlich. Der Fuhrmann wies mit seiner Peitsche zu einem kleinen Bauerngehöft hinüber, das gleich neben dem Wege stand.

„Was gibt es?", fragte Herr Markus nervös. Er war im dritten Wagen.

„Da braucht ein Mensch Hilfe!", brüllte man vom ersten Wagen durch Wind und Regen zurück.

Die Priester kletterten von den Fuhrwerken und liefen ihren Beschützern nach, dem kleinen Stalle zu, der schäbig und niedrig am Wegrande stand. Sie hörten einen Mann um Hilfe rufen.

Als die Priester und Bauern in den Stall kamen, blieben sie sprachlos stehen. Zwischen zwei Eseln, mit über die Futterkrippe festgebundenem Kopf, stand ein junger Mann in städtischer Kleidung.

Die Bauern durchschnitten die Stricke und machten den Fremden frei. Der hatte aber kaum Zeit, sich ganz aufzurichten. Der Fuhrmann des Herrn Markus Kutsche griff ihm mit gewaltiger Hand an den Kragen und schrie:

„Du bist von Ourem. Ich kenne dich. Bist du einer von den Lumpen, die unsere Pilgerfahrt stören wollten? Wo sind die anderen? Wieviele seid ihr? Wo ist der Erzlump Futtini? Sprich, Bursche, oder wir brechen dir die Knochen im Leibe!"

Der junge Mann schaute zitternd auf die Gesichter der grimmen Bauern und der erschrockenen Priester. Herr Markus atmete schwer. Der hochwürdige Herr Lukas aber griff mit beiden Händen nach dem Fremden und schrie:

„Sprich, Bursche, wo sind die anderen? Wieviel seid ihr?"

„Zweiunddreißig", gab der junge Mann bebend zurück.

„Wo sind die anderen?", schüttelte Herrn Markus Fuhrmann wieder seinen Gefangenen.

„Ich weiß nicht. Man hat uns überfallen. Heute ganz früh am Morgen. Mich hat man hier festgebunden. Wo man die anderen hingeführt hat, weiß ich nicht."

„Wer hat das getan?", fragte Herr Markus aufgeregt.

„Fatimabauern."

„Junge, jetzt bekommst du deinen Lohn auch noch von mir", schrie einer der Bauern da laut und drängte sich vor.

„Männer, um Himmelswillen, keine Schlägerei", entsetzte sich Herr Markus. „Laßt den Kerl laufen. Wir müssen weiter."

„Den laufen lassen? Damit er die anderen herbeibringen kann?", schrie der Fuhrmann des Pfarrers von Fatima, „der bekommt eine Tracht Prügel, und dann wird er wieder festgebunden. Der soll mit den Eseln fressen."

Jetzt mischte sich Herr Cruz ein. Er sprach mit seiner sanften Stimme:

„Der heutige Tag ist heilig. Wir dürfen nicht zornig werden. Nehmt den Menschen einfach mit und haltet ihn im Auge. Dann kann er nichts anstellen."

„Das ist recht, nehmt ihn mit", legte sich Herr Faustino ins Wort.

Die Bauern folgten knurrend. Als man dem Fremden die Hände binden wollte, riß Herr Markus den Bauern kurz und bündig den Strick aus den Händen. Mit großen Schritten und zusammengepreßten Lippen verließ er den Stall und schritt seinem Wagen zu.

Bald war man wieder auf dem Wege. Der Fremde saß auf dem Boden der Kutsche des Herrn Markus. Auf den Sitzen gab es keinen Platz mehr.

Es war bereits nach halb zwölf Uhr, als die Priester in die Nähe des Irenentales kamen. Sie mußten ihre Kutschen weit draußen im Felde lassen, zwischen den unzähligen fremden Gespannen, Reitpferden, Ochsen, Eseln, Autos, Motorrädern und Fahrrädern. Das letzte Stücklein Weg wurde zu Fuß zurückgelegt, durch tiefen Schlamm und bösen, naßen Wind. Auf einer kleinen Anhöhe, ziemlich weit vom Eichbäumchen entfernt, machten sie halt. Weiter ging es wirklich nicht. Die vielen Leute ließen sie nicht durch.

Vor den Priestern dehnte sich eine fast unübersehbare Menschenmenge. Das Eichbaumstücklein selbst konnte man nicht sehen.

Herr Markus gewahrte ein Auto unweit der Stelle stehen, an der die Priester halt gemacht hatten. Herr Lukas stieß ihm in die Seite und flüsterte:

„Da ist sie, die Senhora Maria Lisboa.

Herr Markus schaute sich garnicht um. Er war viel zu erregt. Der kalte Regen, der immer noch vom Himmel fiel, machte gerade heute alles so erschauernd irdisch. So trostlos, so hoffnungslos und plagevoll, wie die meisten Dinge auf Erden sind.

Satans häßlichstes Lachen!

So muß es sein, und so bleibt es, ihr Menschen. Schmutzig, dreckig, stürmisch, kalt. Schreit nur nach eurem Gott, er kommt doch nicht. Baut euch große Hoffnungen, und zwei Minuten vor der Erfüllung kommen die Winde und die Wasser, daß ihr frieret bis an die Knochen und schreiet wie die Menschen der Sündflut.

Satans häßlichstes Lachen!

Unruhig schaute Herr Markus auf seine Uhr. Es war vierzehn Minuten vor Mittag. Der Pfarrer streckte sich, hob sich auf seine Zehen, und überblickte prüfend von der kleinen Anhöhe aus die Menschenmenge. Wie ein gewaltiges Dach waren die unzählbaren aufgespannten Regenschirme der Pilger. Halblautes Gemurmel, betende Worte und schwätzende Worte, waren überall zu vernehmen. Hier und da sangen die Leute fromme Marienlieder.

„Unmöglich, unmöglich!", murmelte Herr Markus.

„Dieser Regen, und dieser Glaube, der durch alle Unwetter geht", flüsterte Herr Cruz darauf ehrfürchtig zurück.

Luzia, Jacinta und Franz beteten mit den ihnen am nächsten Knieenden den schmerzhaften Rosenkranz. Ein großer Priester machte sich an Luzia heran:

„Wann kommt die Gottesmutter?", fragte er mit rauher Stimme.

„Um die Mittagsstunde", antwortete Luzia, ohne ihren Blick vom Stumpf des Eichbäumchens zu wenden.

„Es ist schon nach zwölf Uhr", knurrte der hochwürdige Herr ziemlich laut. „Du lügst, Mädchen."

Luzia sprach kein Wort. Sie betete und wartete. Auch Franz und Jacinta warteten.

(Fortsetzung folgt.)

FATIMA STUDENT BURSE

Allen unseren lieben Freunden und Wohltätern der alten und der neuen Student Burse wünschen wir ein gottgesegnetes Weihnachtsfest und ein recht heiliges Neues Jahr.

Das Jahr 1949 ist nun bald dahin. Man sagt, die Zeit gehe, und nichts bleibe von ihr zurück. Das ist aber nicht ganz wahr. Zurückbleiben für alle Ewigkeit die guten Taten, die wir während der Tage unserer Zeit vollbringen konnten. Alles andere geht dahin. Sogar die Sünde geht dahin. Sie ist bei Gott für alle Ewigkeit vergessen, wenn fromme Gesinnung Gott für sie um Verzeihung bat.

Die guten Taten aber bleiben. Das ist unser Trost und unsere Freude. Und das ist unser Weihnachtsglauben. Gelobt sei der Herr der Weihnacht!

Bis jetzt für Erziehung armer Priesterstudenten eingenommen:	$12.00
Wendelin Boser, Reward, Sask.	5.00
Jakob Kohlmann, Salvador, Sask.	1.00
Stephan Mueller, Compeer, Alta.	1.00
Jos. Feser, Macklin, Sask.	1.00
	$20.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.